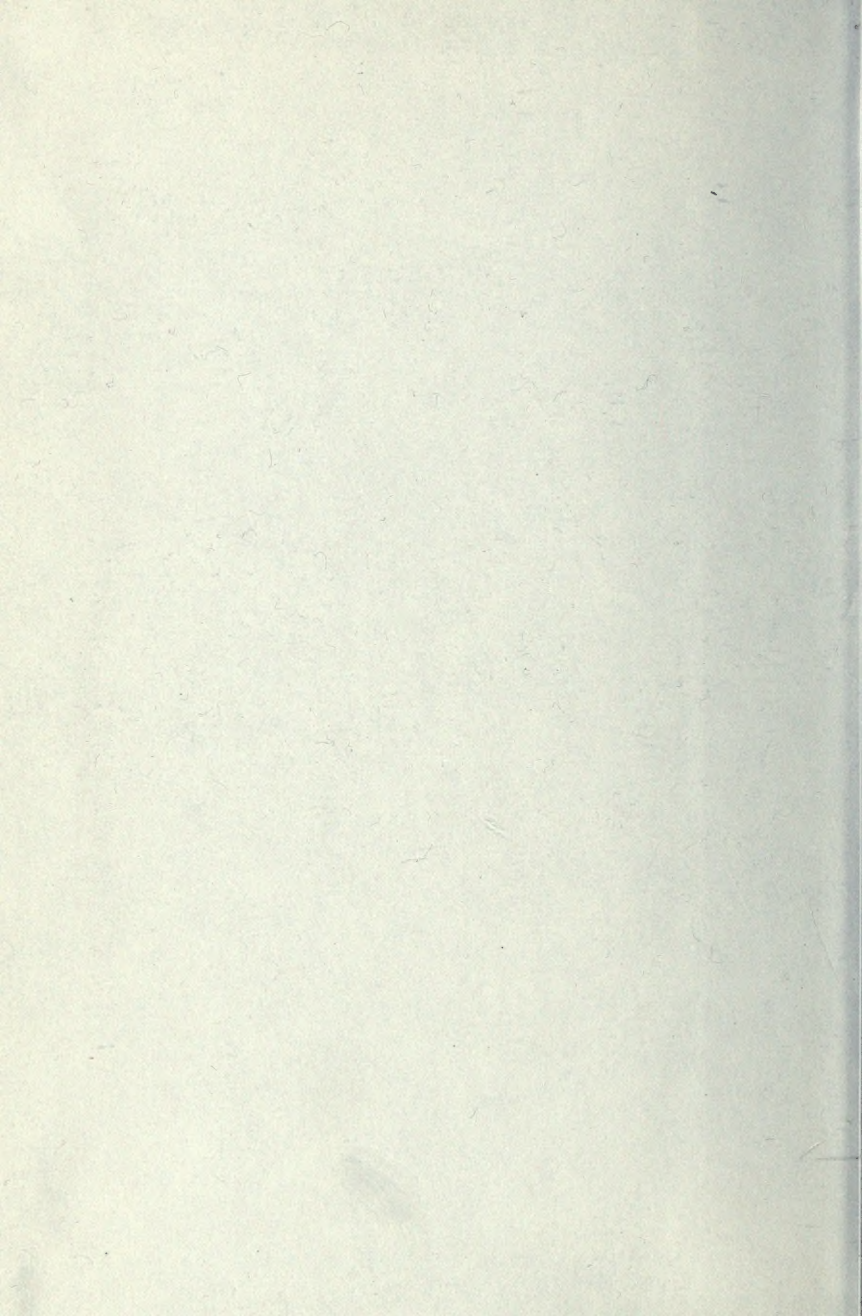
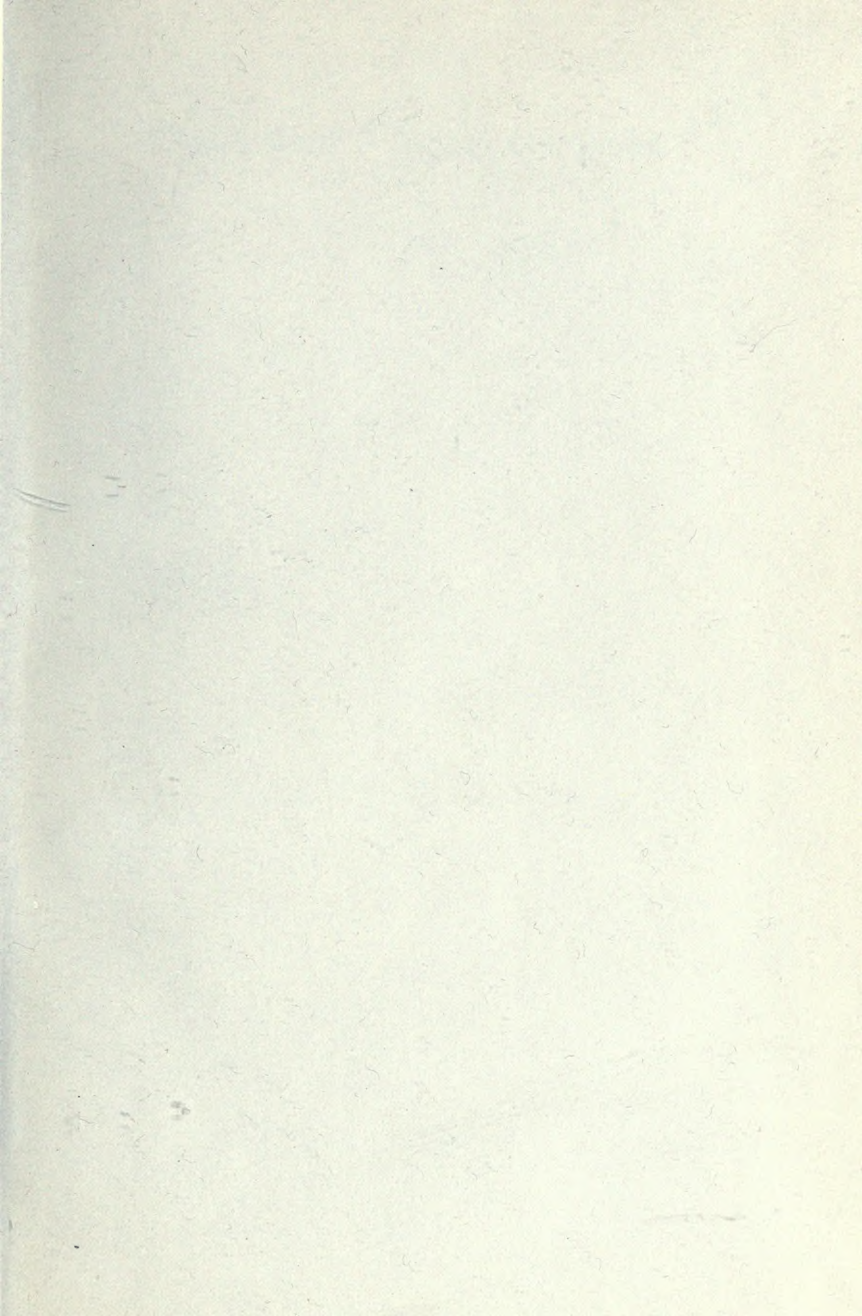
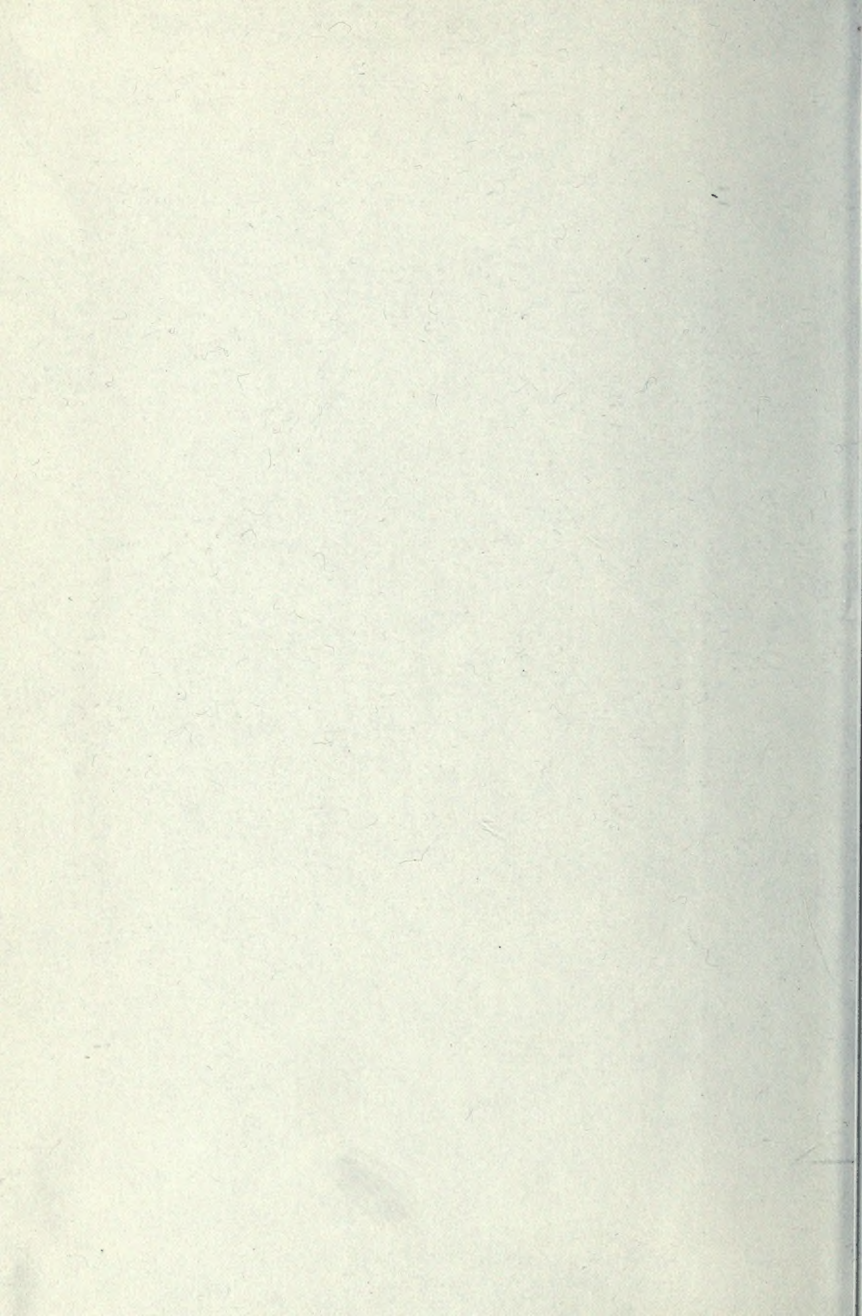
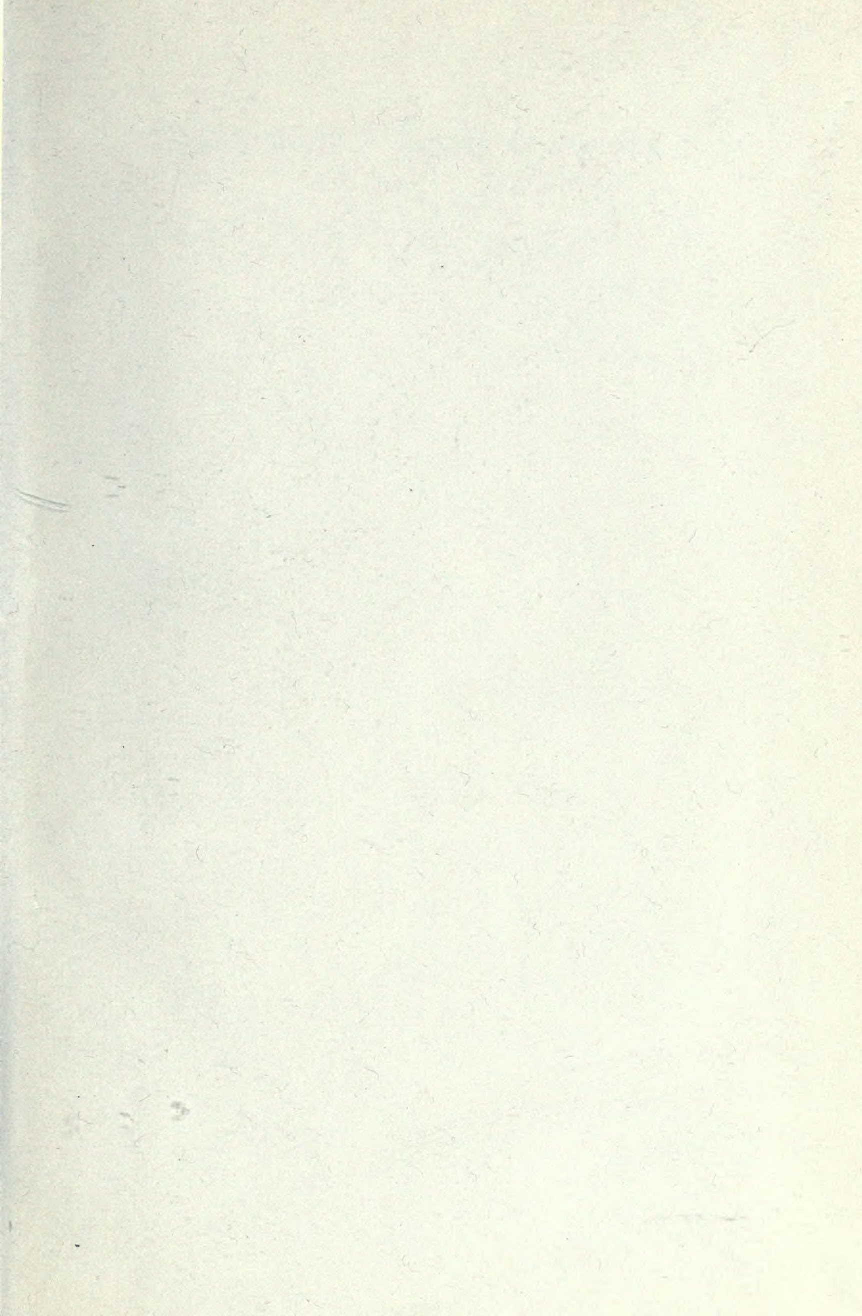
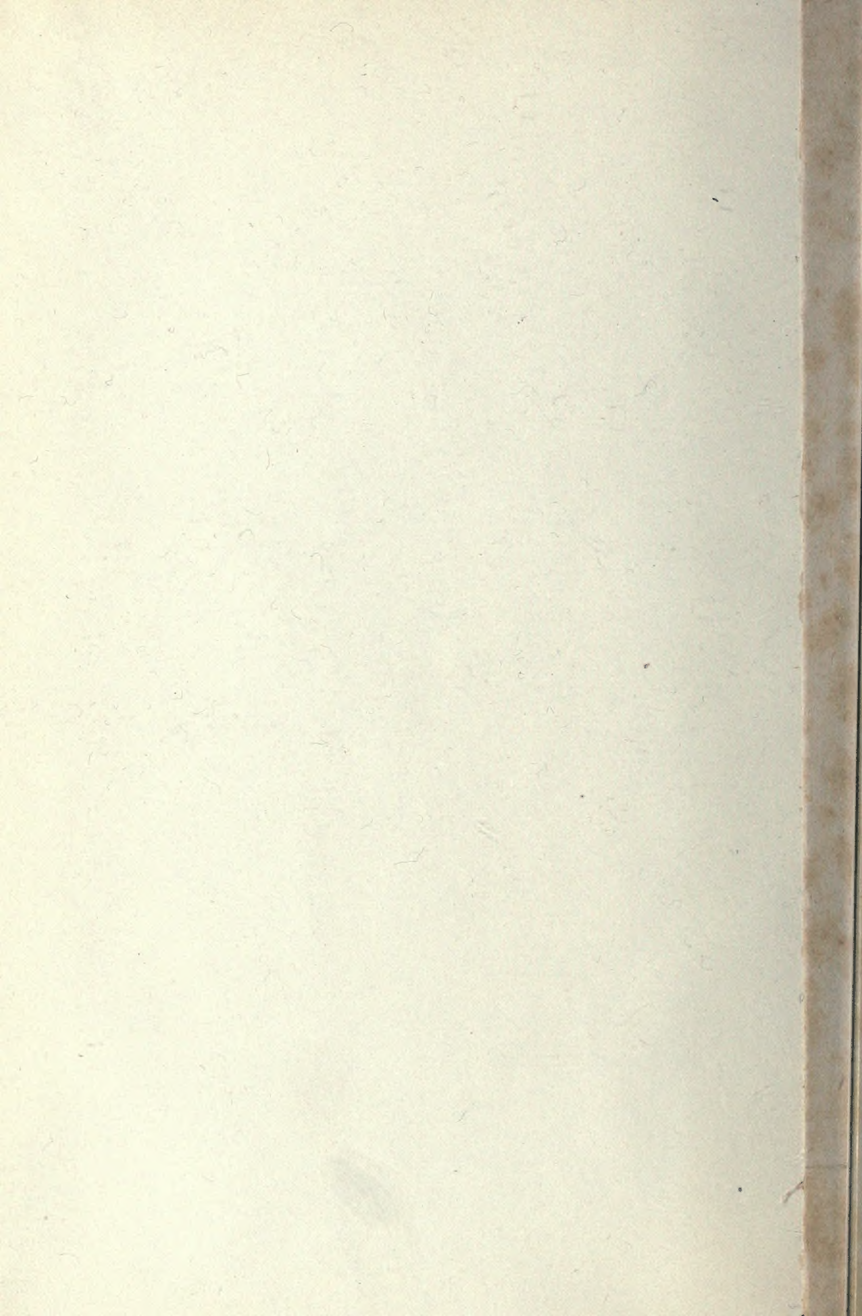

3 1761 03638 7587



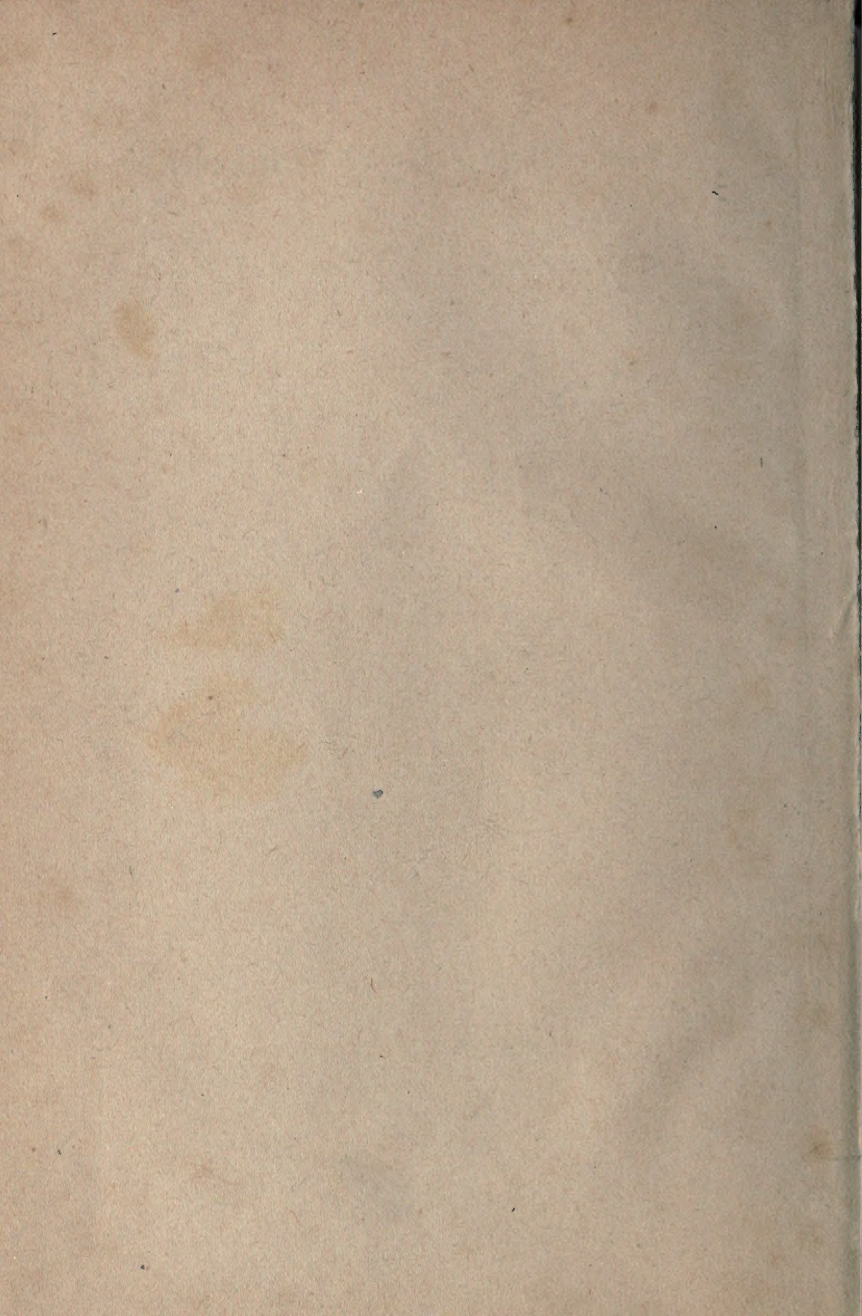








Chajim Bloch / Hersch Ostropoler



Chajim Bloch

Hersch Ostropoler

Ein jüdischer Till-Eulenspiegel des 18. Jahrhunderts

Seine Geschichten und Streiche



1921

Benjamin Harz Verlag Berlin / Wien

Gedruckt bei G. Kreysing in Leipzig

Dem Freunde und Führer

Adolf Stand

gestorben in Wien am 22. Dezember 1919,
30. Kislev 5680

in wehmütiger Erinnerung



Vorbemerkung.

Daß ich im Weltkriege fast dreieinhalb Jahre des Kaisers Rock trug, hatte für mich den einen Vorteil, daß ich meine Volksbrüder aus Ost und West, Nord und Süd, aus Europa und teilweise auch aus Asien, kennen lernte. Meine in vielfacher Berührung mit Juden aus verschiedenen Ländern gewonnenen Eindrücke und Erfahrungen von ihrem Fühlen und Denken, ihren Sitten und Gebräuchen, geben mir für längere Zeit den Stoff zu umfassenden Arbeiten nach vielen Richtungen, über ihre Licht- und Schattenseiten.

Zunächst will ich vom polnischen Juden erzählen; er ist mir nahe an Geist und Blut, an Lebensart und Anschauung, und ich konnte ihn eher begreifen, in seine Seele tiefer und klarer schauen als dies bei den Juden anderer Länder der Fall war.

Der polnische Jude ist heute trotz, oder besser gesagt gerade wegen, des vielen Fremdartigen an ihm,

der Liebling des westjüdischen Lesekreises geworden. Man wehrt sich gegen ihn. Aber dieser Abwehr entströmt Liebe, entspringt Achtung.

Die polnischen Juden haben nicht nur ihre Heiligen und Gelehrten, weltabgewandte Denker und Deuter der Schrift, sie haben — sind sie ja eine Welt für sich — auch ihre eigenen Charlatans, ihre Witzbolde und ihre Narren.[1])

Da drängt es mich aber mit echt polnisch-jüdischer Vermessenheit, zuvor an meine Westbrüder eine Frage zu richten: Welcher gute Deutsche — und die Juden sind es stets — kennt nicht den Namen Till Eulenspiegels? Darstellungen seiner Geschichten und Streiche sind bisher in tausenden und aber tausenden Exemplaren verbreitet worden, in vielen jüdischen Häusern befindet sich „Till Eulenspiegel" im Liebhaberexemplar.

Kennt aber jemand von euch den Namen Hersch Ostropolers?

Er war in seinem köstlichen und ergreifenden Spott Till Eulenspiegel ebenbürtig, vielleicht sogar überlegen, nur sind seine Streiche mit den Begriffen von

---

[1]) In Vorbereitung befinden sich noch: 1. Froim Greidiger, 2. Nechemje Kulikower, 3. Simche Plachte, 4. Schajke Feifer, 5. „Chojsek", 6. Die „Chelmer Narren".

Wohlanständigkeit eher vereinbar. Und das ist vielleicht die Ursache seines Verkanntseins.

Schriftliches zu seiner Lebensgeschichte ist nicht vorhanden. Die polnischen Juden, denen er entstammte und unter welchen er lebte, machen aus solchen persönlichen Dingen keinen Kultus. Man ist daher bezüglich Hersch Ostropoler auf mündliche Überlieferungen angewiesen.

Im Folgenden stelle ich diese Lebensdaten wie auch seine Geschichten so dar, wie ich sie von meinem Gewährsmann Eljukim Götz Krummfuß (Krzywynogy) aus Radom überliefert bekam. Für die „Richtigkeit" übernahm derselbe die Haftung, mit dem Hinweis, daß er mir das wiedergab, was er von seinem Großvater gesegneten Andenkens, einem Zeitgenossen Hersch Ostropolers, gehört.

Hersch Ostropoler.

Hersch Ostropoler war ein Urenkel des bekannten Kabbalisten Rabbi Simson von Ostropole, des Verfassers des seltsamen Buches „Er (Gott) werde Gericht

halten". Ihn besuchte nach einer Sage täglich ein Engel, der ihm die Geheimnisse der Lehre mitteilte und der im Jahre 5408 zur Zeit der Verfolgungen des Chmielnicky — sein Name werde ausgetilgt — den von ihm vorausgesagten und mit Sehnsucht erwarteten Märtyrertod fand. Dessen Urenkel Hersch zeigte in seiner Jugend außerordentliches Talent zum Studium und wie sein Großahne den Hang zur Kabbala. Man setzte auf ihn Erwartungen, daß auch er ein großer Mann in Israel sein werde. Doch die Zeit, da er zur Welt kam, war hiefür nicht geeignet. Auch war Hersch früh verwaist, bald auf sich selbst angewiesen und die Aristokratie des Geistes — die in dem von ihm ererbten Blute steckte, schlug einen Seitenweg ein: Hersch wurde ein Leez, ein Witzbold. Er muß jedenfalls eine mystisch-rätselhafte Natur gewesen sein. Die Leute, die ihn kannten, stellten ihm das Zeugnis aus, daß er zwischen seinen Schädelwänden statt eines Gehirns deren zwei hatte: ein frommes und ein schelmisches, doch so, daß das fromme Hirn bei ihm erhabener war als das schelmische. Er war ein Mann von zwerghaftem Wuchs mit außerordentlich zarten schmalen Händen und Füßen. Aber unter dem von kohlenschwarzen gelockten Haar und langen Bart umrahmten Kopf hatte eine Seele ihre Wohnung gefunden, für welche seine

Ortsleute kein Verständnis hatten. Denn sie bildeten ihn zum rituellen Schächter heran, ein Beruf, der seinem Gemüte vollkommen widersprach.

* * *

Man weiß, daß der bekannte Rabbi Baruch von Miedziborz, ein Tochtersohn des Baal-Schem-Tow, die Seele des Königs Saul in sich schwängerte. Und als er noch mit der Gewalt seines Willens den Messias herabzwingen, die Zeit in den „Sabbat der Sabbate“ umwandeln wollte, und dafür einen harten Verweis von „oben“ erhielt, fiel er einem schrecklichen Trübsinn anheim. Er war stets traurig und kam zu seiner eigenen Lehre: „Man hüte sich vor Traurigkeit —“ in Gegensatz. Andere „Gute Juden“, die Zadikim des Zeitalters, die davon erfuhren, gaben den Rat, sich um einen tüchtigen Narren umzusehen, der durch dumme Streiche und närrische Witze den Geist der Traurigkeit des Rabbi vertreiben solle.[1]) Und als des Rabbis Anhänger von Hersch erfuhren und über ihn Erkundigungen eingeholt hatten, begaben sie sich nach Ostropole und brachten ihn nach Miedziborz. Neben dem ungemein strengen und stets melancholischen Rabbi Baruch nahm Hersch durch seine Da-

[1]) Vergl. 1. Buch Samuel Kap. 18, Vers 10.

seinsfreudigkeit einen hohen Rang ein. Er wurde zum Liebling der nach Tausenden zählenden Chassidim, die nach Miedziborz kamen, um des Rabbis Wort zu hören, er neckte sie und scherzte mit ihnen, sagte ihnen allerlei Bosheiten ins Gesicht, spottete über sie und dies alles in angeborener Gutmütigkeit und ererbter Volksfreundschaft, ohne daß er es einmal gar zu böse meinte. Sehr oft war selbst der Rabbi die Zielscheibe seines boshaften Witzes und seiner sarkastischen Bemerkungen, wodurch er seinem schmerzüberfüllten Herzen Lust machte, wie er sich überhaupt jeder Handlung mit einer ironischen Bemerkung entledigte. Hersch ging noch eine Stufe „höher". Er wurde auch zum Trunkenbold. Hatte er einmal nichts zum Trinken, so geriet er außer Rand und Band und sein Räsonnieren war ganz fürchterlich. Hersch von Ostropole war, ohne es selbst zu ahnen, das Sprachrohr des tiefgekränkten und in einem Meer von Leid tränkenden Golusjuden, der sich sonst über alle ihm zuteil werdende Ungerechtigkeiten durch Gottvertrauen hinwegsetzt, nur in seltenen Fällen seinen Schmerz äußert und seine grimmige Wehklage erhebt . . .

Hersch als Dieb.

Als Hersch noch ein Knabe war, führte er einen Streich aus, der ihn schon damals berühmt machte.

Als einst seine Mutter „Kindlech", die beliebteste Mehlspeise, zubereitete, sorgte Hersch dafür, daß sie für eine Weile vom Hause wegging. Indes plünderte er einen großen Teil der Kindlech. Die Mutter kam nach Hause und entdeckte zu ihrem Entsetzen, daß die Hälfte der Mehlspeise fehlte. Sie stellte Hersch zur Rede und klagte ihn auch vor ihrem Mann an. Aber Hersch verteidigte sich: „Steht doch in der Thora: ‚Schicke weg die Mutter und die Kinder nimm dir'. Und ich hatte Eile, dieses Gebot zu erfüllen, da ich gestern im Talmud las: ‚Kommt dir eine gute Handlung zur Hand, lasse sie nicht sauer werden'. Stünden die Kindlech längere Zeit, wären sie sauer geworden."

Wie Hersch mit seiner Mutter abrechnete.

Mit dem Gebet stand Hersch als Knabe auf schlechtem Fuße und seine Mutter mußte ihn oft beschenken, damit er in ihrer Gegenwart das Gebet verrichte. Dafür bekam er in der Regel ein gebratenes Fischchen, was eine seiner Lieblingsspeisen war.

Eines Tages hatte sie einen größeren Fisch gekauft und als er seinen Lohn erhalten sollte, gab sie ihm statt eines ganzen Fisches nur den Kopf, dem sie, um Hersch zu täuschen, den Schwanz angesetzt hatte. Hersch stellte sich, als merke er den Betrug nicht. Am nächsten Morgen aber sagte er nur den Anfang des Gebetes „Ma tobu“ und schloß gleich daran das Schlußgebet „Olenu“. „Ist das das ganze Morgengebet?“ fragte ihn die Mutter befremdet. „Selbstredend,“ erwiderte Hersch. „Wenn ein Kopf und ein Schwanz ein ganzer Fisch ist, so ist ‚Ma tobu‘ und ‚Olenu‘ das ganze Morgengebet!“

Der Speichel von „Olenu“.

Ein anderes Mal, er war damals schon Bar Mizwah, befahl ihm seine Mutter, in das Bethaus zu gehen, um das Gebet mit „Minjan“, in der Gemeinde zu verrichten. Hersch ging aber nicht ins Bethaus, sondern unterhielt sich auf der Wiese mit seinen Kameraden. Als er nach Hause kam und seine Mutter an dem schweißigen Antlitz erkannte, daß er beim Spiel gewesen war, stellte sie ihn zur Rede. Hersch beteuerte jedoch, daß er im Bethause gewesen, und sagte: „Wenn du mir nicht glaubst, dann komm mit mir ins Bethaus, ich zeig' dir noch den Speichel von Olenu.“[1])

Der wirr gemachte Hahn.

Einst war in Ostropole großer Mangel an Geflügel. Besonders war der Mangel an Hähnen empfindlich. Und da es vor Jom-Kipur war, waren die Leute außerordentlich besorgt, wo man Hähne für die „Kapo-

[1]) Es ist Brauch beim Schlußgebet „Olenu“ auszuspucken als Demonstration gegen den Götzendienst, welcher in diesem Gebet erwähnt wird.

res"[1]) bekommen werde. Am Erew-Jom-Kipur frühmorgens, da die Leute von dem Slichosgebete aus der Synagoge heimgingen, trafen sie am Marktplatz einen Bauer, der einen Hahn, und gar einen weißen, feilbot. Er war bald von der ganzen Gemeinde umringt und einer überbot den anderen im Preise. Freilich war auch Hersch dabei. Er offerierte für den Hahn 100 Rubel, ohne ernstlich den Preis geben zu wollen. Der Bauer, der erkannte, daß die Gemeinde in Verlegenheit war, wollte die Situation ausnützen und erklärte daher, er verkaufe den Hahn unter 150 Rubel nicht. Darauf sprach Hersch zu den Leuten: „Jeder nehme den Hahn nochmals in die Hand, als wolle er ihn kaufen, schwinge ihn über den Kopf und spreche die Formel: ‚Bnei Adam', dann möge der Bauer das Tier ruhig nach Hause tragen." Der Einfall gefiel den Leuten sehr und alles folgte dem Rat. Die Runde ging so, daß nur einer den andern um einen Rubel überbot, ohne aber der Ziffer 150 nahe zu kommen. Als alle Leute mit dem Hahnschwingen fertig waren, gingen sie ihres Weges. Zu spät wurde der Bauer

[1]) Sühne. Es ist Sitte der Juden am Erew-Jom-Kippur einen Hahn — die Frau eine Henne — um den Kopf zu schwingen, wobei man ein Gebet spricht. Der weiße Hahn wird bevorzugt.

des an ihn begangenen Betruges gewahr. Nun erst trug er den Hahn von Haus zu Haus, aber keiner wollte einen Überpreis zahlen. Da wurde der Bauer wütend und schrie: „Die Juden haben mir den Hahn wirr gemacht, jetzt wollen sie ihn nicht kaufen." Seither wurde Hersch als Witzbold weit und breit bekannt.

Die „Kaschje" und der „Tiruz".

Als Hersch in der Jeschiba lernte, beklagte sich ein Genosse, daß die Hausfrauen, bei denen er „Tage"[1]) aß, ihn immer nur mit bloßer „Kasche"[2]) bewirteten. Hersch erwiderte: „Mir geht's aber noch schlimmer. Dich bewirtet man wenigstens mit ‚Kasche', mich aber bewirtet man stets nur mit ‚Tiruzim'.[3]) Komme ich zum Frühstück, so sagt die Hausfrau: ‚Heute war

---

[1]) Die armen Jeschiba-(Talmudhochschule) Jünger bekommen in den Häusern der Gemeindemitglieder „Tage" zu essen.

[2]) Ein Bräu aus Buchweizen, im Hebräischen aber „Frage".

[3]) Antwort, Erklärung einer schwierigen Stelle, das Gegenstück von Kasche-Frage, hier im Sinne von Ausrede.

ich krank und habe nichts gekocht', beim Mittagessen sagt sie einen anderen Tiruz und so fort."

Hersch foppt einen Weinhändler.

Als Herschs Weib den ersten Knaben gebar, war Hersch außerordentlich freudig gestimmt und trotz seiner Armut bereitete er zum Beschneidungsfest ein schönes Mahl vor. Er lud die vornehmsten Männer der Stadt, die auch erschienen, weil sie mit Hersch auf gutem Fuß stehen wollten. Bei Tisch sprachen die Leute zu Hersch: „Du hast eine großartige Mahlzeit vorbereitet, warum hast du es da an Wein fehlen lassen?" Hersch erklärte sich nun bereit, wenn sie eine Weile warten wollten, auch Wein zu bringen.

Außerhalb Ostropole wohnte ein Weinhändler, der erst vor kurzer Zeit dorthin gekommen war, daher Hersch noch nicht kannte. Hersch lief schnell außerhalb der Stadt, stellte sich vor das Haus des Weinhändlers hin und machte eine Miene als warte er auf jemanden.

Der Weinhändler lud ihn in die Schankstube und erkundigte sich wer und von wo er sei.

Hersch erzählte ihm, er sei aus einer großen Stadt, von Beruf Weinfachmann und verstehe schlechte Weine gut zu machen und Kunstweine zu erzeugen; eben sei er zu Nachmann, Weinhändler in Ostropole, berufen.

„Vielleicht werdet Ihr die Güte haben," sprach der Weinhändler, „auch mir zu helfen; ich habe ein großes Faß Wein, das dem Verderben nahe ist."

„Sehr gern," erwiderte Hersch, „ich bin für jeden zu haben, wer mir gut zahlt, dem diene ich."

Nun begaben sich beide in den Weinkeller. Hersch machte sich gleich an die Arbeit, und bohrte eine Öffnung in das Faß. Und nun befahl er dem Weinhändler, die Hand an das Loch zu legen, damit der Wein nicht ausrinne. Er aber öffnete ein Weinfäßchen des besten Weines, füllte eine große Flasche voll und entfernte sich, ohne sich vom Weinhändler auch durch ein Wort zu verabschieden. Dieser sah nun ein, daß er einem Betrüger zum Opfer gefallen war, konnte sich aber nicht helfen, da der Wein aus dem Fasse ausgeronnen wäre, wenn er losgelassen hätte.

Hersch hingegen lief nach Hause und brachte eine Flasche des teuersten Weines für seine Gäste.

Herschs Sorgen.

Hersch kam einmal nach Berdytschew. Er ging durch die Gassen und stellte sich zu jeder Auslage hin, betrachtete sie und seufzte bitter. Ein Vorübergehender fragte ihn: „Vetter, was seufzt Ihr?“ Hersch erwiderte: „Ich habe mit diesen Geschäftsleuten großes Mitleid; ich berechne: ich habe zu Hause ein kleines Geschäftchen, das mir furchtbar viel Sorgen macht, wieviel Sorgen müssen nun diese Geschäftsleute haben? Und darum seufze ich!“

Wie Chelm[1]) abbrannte.

Hersch erhielt Kunde, daß die Chelmer Juden schrecklich an der Mäuseplage zu leiden hatten. Nun fand er einen ausgezeichneten Anlaß, sich dorthin zu begeben und durch einen Streich zu Geld zu kommen.

Als er in Chelm eintraf, begab er sich zum Gemeindeältesten und sprach: „Ich habe vernommen, daß ihr hier von den Mäusen schrecklich zu leiden

---

[1]) Chelm, Gouvernement Cholm östlich Lüblin, bekannt als die Chelmer Narren.

habt, daher brachte ich euch ein kleines Wundertier, vor dem die Mäuse, sobald sie es erblicken, sich in ihre Löcher verkriechen.“

Sprach's und ließ dabei hinter dem Rock eine Katze springen. Da sie hungrig war, heulte sie furchtbar.

Der Gemeindeälteste erschrak heftig beim Anblick des Tieres, — hatte doch Chelm bis dahin keine Katze gesehen — doch als ihn Hersch beruhigte, daß das harmlose Tierchen keinem Menschen Böses tue, dankte er Hersch für seine Freundlichkeit. Er verständigte im geheimen den Rabbiner und die Gemeindevorsteher, ein unbekannter Mann habe ein Tier gebracht, vor dem die Mäuse sich verkriechen und lud die Leute zu Ehren des Mannes zu sich ein.

Die Katze begann gleich ihres Amtes zu walten und machte sich auf die Jagd.

Schon am nächsten Tage war Haus und Hof des Gemeindeältesten mäuserein. Die Katze wanderte von Haus zu Haus. Kein Wunder, daß Hersch von allen Chelmer Juden wie ein Heiliger verehrt wurde, und es muß nicht erst gesagt werden, daß er genug zu essen und zu trinken hatte.

Schließlich kam die Katze zum Rabbiner. Als die Rebezin[1]) an einem Freitag den für Sabbat bestimm-

[1]) Die Gattin des Rabbiners, Rabbinerin.

ten Kugel[1]) in den Ofen bringen wollte, ertappte sie die Katze, wie sie aus dem Topf naschte und bereits einen ansehnlichen Teil verzehrt hatte. Sie schlug Lärm; es erschien der Rabbiner in der Küche, und als er hörte, was da geschehen war, war er voll Entsetzen: „Solche Frechheit eines unreinen Tieres," schrie der Rabbi, „den Kugel anzurühren, der für den Sabbat bestimmt ist."

Nun war es in der Chelmer Gemeinde Gepflogenheit, daß bei jedem wichtigen Vorfall gleich eine Beratung der Notabeln abgehalten wurde. Daher ließ der Rabbiner unversäumt eine Sitzung einberufen, um über die Katze wegen Entweihung des Sabbats Gericht zu halten. Das Urteil lautete: „Tod durch Steinigung". Der Gemeindeälteste stellte den Antrag, die Katze noch am selben Tage zu steinigen, und an der Exekution wollte sich jedes Gemeindemitglied beteiligen. Nun „klopfte" der Gemeindediener aus, daß das ganze Volk sich um die Synagoge versammle, um die Katze zu steinigen. Und sie kamen alle, Männer, Frauen und Kinder. Freilich fehlte auch Hersch nicht. Er verteidigte sich vergeblich damit, daß in die Katze ein Teufel gefahren sei, und der, nicht die Katze, habe eigentlich vom Kugel genascht. Bald

---

[1]) Die beliebte Sabbat-Mehlspeise der Ostjuden.

jagte man die Katze aus der Stube und die Steinigung begann. Doch sie sprang aufs Dach und vom Dach auf den Schornstein, um so der heiligen Chelmer Gemeinde zu entrinnen. Nun erst glaubten die Leute, daß ein Teufel im Spiele sei. Die ganze Gemeinde war darüber sehr verlegen. Hersch aber wußte, daß seines Bleibens hier nicht länger sein könne und gab den Rat: „Zündet das Haus an, damit die Katze hinunterspringe." Schnell wurde das Haus angezündet, kein Mensch blieb untätig, und sie legten alle das Feuer an. Doch die Katze kam nicht hinunter, sondern sprang von Dach zu Dach, von Schornstein zu Schornstein, und die Chelmer zündeten nacheinander alle Häuser an, damit an der Katze das Urteil vollzogen werden könnte. Wenn nicht durch Steinigung, so durch Verbrennen. Erst als es Sabbat wurde, ward die Verfolgung eingestellt. Die Katze entkam ihrer Verfolgung, indessen war ganz Chelm abgebrannt.

Hersch als Richter.

Im Laufe der Zeit, da Hersch in Chelm war, trug sich dort ein schrecklicher Vorfall zu. An einem Freitag, als der Gemeindevorsteher wie stets einen lebendigen Karpfen eingehandelt hatte und froh nach Hause trug, gab ihm der Fisch mit dem Schwanze einen Schlag ins Gesicht, daß er erschrak und den Fisch aus der Hand ließ. Und da er ihn fangen wollte, und der Fisch fortab weitersprang und sich den Händen des Gemeindevorstehers entzog, wurde er bald von allen Leuten verfolgt. Und als er endlich ergriffen war, ließ der Vorsteher gleich alle Gemeindemitglieder versammeln, um über den Fisch Gericht zu halten. Die Beleidigung eines Gemeindevorstehers wurde dazumal streng bestraft. Da die Leute nicht einig werden konnten, welche Strafe der Fisch verdiene, wurde Hersch zur Beratung zugezogen. Er entschied: „Da der Fisch den Gemeindevorsteher schlug, muß er ertränkt werden, und zwar sei das Urteil gleich zu vollziehen. So wurde der Fisch in Begleitung der ganzen Gemeinde zum Fluß getragen, wo man ihn elendiglich ertränkte . . .

Hersch als Engel.

Die Gattin eines Dorfjuden hörte von ihrem Gatten, daß bald „Sabbatnachmu“[1]) kommen werde. Sie glaubte, Sabbatnachmu sei irgendein Heiliger von der „anderen Welt“, der Prophet Elijahu oder gar der Messias. Sie erwartete ihn daher mit großer Sehnsucht.

Nach einigen Tagen passierte Hersch Ostropole dieses Dorf: Er trat in die Schankstube ein, um sich durch einen Schluck Branntwein zu laben. Die Wirtsfrau, der nun einmal Sabbatnachmu im Kopfe lag, gab ihm einen starken Branntwein und fragte ihn: „Freund! Man sagt, Sabbatnachmu ist auf dem Weg; war er schon bei Euch?“

Hersch begriff gleich, daß er ein törichtes Weib vor sich habe. Er erwiderte daher: „Was für eine Frage? Bin ich doch selbst Sabbatnachmu?“

„Ihr seid Sabbatnachmu?“ sprach das Weib fassungslos, „dann seid Ihr ja von der anderen Welt, und Ihr werdet doch wissen, wie es meinen Eltern dort ergeht?“

„Schöne Frage!“ erwiderte Hersch, „ob ich weiß,

---

[1]) „Trostsabbat“ an dem man den Abschnitt 40 aus Jesaje Tröstet, tröstet mein Volk vorliest.

wie es Euren Eltern geht? Sie sind sehr arm, gehen ganz nackt und sind ganz heruntergekommen."

„Nun bitte ich Euch, Rabbi Sabbatnachmu," sprach die Dorfjüdin ganz traurig, „habt die Güte und nehmt für meine Eltern einige Kleider und etwas Geld mit."

„Sehr gern," sprach Hersch.

Nun packte das Weib ein Bündel Kleider, steckte Hersch einige Rubel für seine Mühe in die Hand und bat ihn, jedesmal, wenn er hinüberkomme, sich bei ihr sehen zu lassen, damit sie ihm etwas für ihre Eltern mitgeben könnte.

Selbstredend machte sich Hersch gleich auf den Weg.

Als er sich einige Schritte vom Hause entfernt hatte, fiel ihm ein, daß der Dorfjude, wenn er bei seiner Heimkunft von dem Betrug erführe, ihn verfolgen werde. Hersch begab sich daher in den naheliegenden Wald, versteckte dort das Kleiderbündel, entkleidete sich, kehrte dann zurück und stellte sich am Rande des Waldes zu einem dicken Baum, den er fest umfaßte.

Wirklich kam der Mann bald nach Hause, und als ihm seine Gattin von dem wunderbaren Gast und seiner Auskunft über die traurige Lage ihrer Eltern erzählte, begriff er, daß ein Betrüger sich die Dumm-

heit seiner Gattin zunutze gemacht hatte. Er sattelte gleich sein Pferd und ritt im schnellsten Tempo, um den Betrüger einzuholen.

Kaum war er an den Wald gelangt, als er einen nackten Menschen erblickte, der einen Baum umschlungen hielt.

Er erschrak nicht wenig. Doch faßte er Mut und an allen Gliedern zitternd fragte er ihn: „Wer bist du?"

„Ich bin von jener Welt," erwiderte Hersch, „daher bin ich nackt. Mir fiel die Aufgabe zu, diesen Baum festzuhalten, weil auf seiner Wurzel die ganze Welt steht, und würde ich ihn nur einen Augenblick loslassen, so müßte die Welt in ihren Grundfesten einstürzen."

„Ihr seid also ein Engel," sprach der Dorfjude vertrauensvoll, „nun werdet Ihr doch sagen können, welchen Weg ein Mann eingeschlagen hat, der ein Bündel auf den Schultern trug und vor einer Stunde im Dorfe war?"

„Aber selbstverständlich kann ich Euch das sagen," erwiderte Hersch, „der Mann lief vor einer halben Stunde vorbei und dürfte schon sehr weit sein, so daß Ihr ihn kaum einholen werdet. Sollte der Mann Euch welche Unbill zugefügt haben, so will ich es Euch

zuliebe tun, ihm nachzulaufen, ich werde ihn bestimmt einholen und zurückbringen. Ihr müßt mir nur Euer Pferd und Eure Gewänder geben und hier an meine Stelle treten, um den Baum festzuhalten. Aber bedenkt! Kaum lasset Ihr ihn einen Augenblick los, so stürzt die Welt zusammen."

Der Dorfjude zog schnell seine Gewänder aus, die Hersch gleich anlegte. Nun eilte er davon, ging von der anderen Seite aus in den Wald, holte seine Sachen und ritt davon auf Nimmerwiedersehen.

Ein Racheakt.

Auf seinen Wanderungen kam Hersch an einem Freitagnachmittag zu einem Dorfjuden, einem großen Knicker. Dieser lud Hersch ein, trotzdem den Sabbat bei ihm zu bleiben. Bei der Abendmahlzeit brachte die Hausfrau eine große Schüssel mit Suppe und stellte sie vor ihren Mann, damit er die Tischgenossen beteile. Der Mann nahm sich die obere Suppe und sprach dabei das talmudische Wort: „Jeder ist sich selbst

der Nächste".[1]) Er schüttete seiner Frau ihren Teil in den Teller und sprach: „Mann und Weib sind ein Leib."[2]) Nun teilte er von der Suppe auch seinen Kindern zu und murmelte: „Ein Vater hat Erbarmen mit seinen Kindern."[3]) Schließlich gab er Hersch den schalen Rest der Suppe, ohne dazu ein Wort zu sprechen.

Als Hersch die Suppe gekostet hatte, die wie bloßes Wasser war, fragte er: „Und für mich habt Ihr keinen Vers in der Heiligen Schrift gefunden?" Nahm die Suppe, schüttete sie dem Hausherrn über den Kopf und sprach: „Ich werde Euch mit reinem Wasser besprengen."[4])

Hersch als Taufkandidat.

Hersch war einmal in großer Geldnot. Es waren Tage vergangen, da er mit Weib und Kindern nichts zu essen gehabt. Da hörte er, daß ein reicher Guts-

---

1) Traktat Sanhedrin F. 9a.
2) 1. Buch Moses Kap. 2, Vers 24.
3) Psalmen Kap. 103, Vers 13.
4) Jecheskiel, Kap, 36, Vers 28.

besitzer jedem Juden, der sich taufen lasse, 100 Rubel auszahle. Hersch dachte, er werde sich zum Scheine taufen lassen, um die Prämie herauszuschwindeln. Er kam zum Geistlichen, und dieser fing an, ihn in dem neuen Glauben zu unterrichten. Er zählte Hersch jeden Heiligen mit Namen auf. Um ihm aber die vielen Namen der Heiligen ins Gedächtnis gut einzuprägen, gab er ihm jedesmal einen Hieb mit einer Peitsche. Da schrie Hersch seinem Weibe, die in der Nähe war, zu: „O weh! die Familie ist zu groß, es ist zum Zugrundegehen.“

Hersch als Bräutigam.

Hersch kam in ein Dorf. Als er Hunger spürte, begab er sich ins Wirtshaus und bat den Juden, ihn über Sabbat zu Gast zu nehmen. Jener hielt Hersch für einen Junggesellen, und weil er eine heiratsfähige Tochter hatte, nahm er ihn freundlich auf. Am Sabbatausgang, da Hersch sich verabschieden wollte, rückte der Gastgeber mit seinem Antrage heraus, Hersch möge seine Tochter heiraten. Hersch willigte ein und

bald darauf, nachdem die übrigen Dorfjuden geladen waren, wurde Verlobung gefeiert. Man beschloß, schon in drei Wochen Hochzeit zu machen und bat den Bräutigam, dem man ohnehin „ewige Kost" versprach, zu bleiben. Er verbrachte einige sorgenlose Wochen und aß und trank wie nie zuvor. Endlich rückte der Hochzeitstag heran, für den schon alle Vorbereitungen getroffen waren. Vor der Trauung sagte Hersch zu seinem Gastgeber, er habe mit ihm Geheimes zu sprechen. Als dieser mit ihm allein war, sagte Hersch: „Mein Vater seligen Andenkens hat mir befohlen, wenn ich einst heirate, so solle ich dem Brautvater alle meine Fehler vorher mitteilen, damit man mir später nicht Vorwürfe mache, daß ich auf irgendeine Weise ihn gefoppt habe. Daher sage ich Euch: „Mein Vater hatte vier Brüder, die sich taufen ließen."

Diese Mitteilung machte den Brautvater sehr betrübt. Er ließ auch sein Weib hereintreten, daß sie davon Kunde haben solle. Aber nachdem er mit seiner Frau kurz beraten hatte, sprach er zu Hersch:

„Macht nichts, du bist doch daran unschuldig."

„Höret nur weiter: Auch meine eigenen drei Brüder und drei Schwestern haben sich taufen lassen."

Man kann sich nun die Trostlosigkeit der Braut-

eltern vorstellen. Doch was konnten sie jetzt im letzten Augenblick tun?

Sie sprachen daher: „Auch das tut nichts; man nimmt den Ochs heraus und der Stall kann verbrannt werden.“

„Nun habe ich euch,“ sprach Hersch, „noch eine Mitteilung zu machen: ich habe auch ein Weib und elf Kinder!“

Kaum daß die Brauteltern dies hörten, schlugen sie Lärm, die Hochzeitsgäste stürmten herein, hörten von der Bescherung, fielen über Hersch her und wollten ihn erschlagen. Mit zerbrochenen Gliedern kam er davon.

Seither pflegte er seinem Weibe, jedesmal wenn sie ihn ärgerte, zu sagen: „Geh, du bist mir gefährlicher als zehn Getaufte.“

Hersch auf dem Marktplatz.

In großer Geldverlegenheit, stellte Hersch einmal ein Tischchen auf dem Marktplatz auf und rief laut: „Ein großartiges Mittel gegen Flöhe!“ Das Mittel be-

stand aus gemahlenem Kalk. In ihrer Hast kauften die vorbeigehenden Kaufleute die Pulver, ohne den Inhalt zu prüfen oder nach der Gebrauchsanweisung sich zu erkundigen. Hersch hatte schon seine Taschen mit Geld vollgefüllt, als ein Dorfjude vorüberging, ein Pulver kaufte und Hersch fragte, wie er denn mit dem Mittel umzugehen habe. „Wenn Euch ein Floh beißt, so sollt Ihr ihn schnell am Leib packen und ihn kitzeln. Natürlich wird der Floh anfangen zu lachen und den Mund öffnen, dann schüttelt gleich die Pulver in seinen Mund und er wird sofort hin sein.“[1])

Eine Abrechnung.

Hersch kam einmal zu Leib, dem Mostverkäufer, und bat ihn um einen Liter Most für den Sabbat; die sechs Groschen werde er ihm im Laufe der Woche bezahlen.

Der Mostverkäufer, ein alter zahnloser Knicker, wollte auf das Geschäft nicht eingehen. Darauf

[1]) Hierzu wird als Fortsetzung erzählt: „Wenn ich den Floh gepackt habe, kann ich ihn doch gleich zerdrücken?“ — „Na freilich, so geht es auch.“

machte Hersch die Bemerkung: „Nicht umsonst heißt Ihr Leib, welcher Name denselben Zahlenwert hat wie das Wort Keleb, Hund.“ Dieser wendete ein, daß dies nicht stimme, da doch der Zahlenwert des Wortes Keleb = 52 sei, der Zahlenwert des Wortes Leib aber nur 42, mithin zehn fehlen. Darauf Hersch schlagfertig: „Darum bist du doch ein Keleb ohne Zähn(e).“

Ein Geschäft.

Hersch ging auf den Markt. Da rief ihm ein Krämer zu: „Kauft mir den Schrank ab, Rabbi Hersch, ganz billig!“

„Was soll ich hinein tun?“

„Eure Kleider doch!“

„Und ich soll nackt umherlaufen?“ fragte Hersch zornig.

Warum Hersch jung aussah.

Chajkel, Herschs bester Freund, sprach einmal zu ihm: „Erkläre mir, Hersch, warum du so jung aussiehst.“

Hersch darauf: „Weißt du es nicht? Mein Weib, die Arge, nimmt mir die Hälfte meiner Jahre weg und deshalb sehe ich so jung aus.“

Wie Hersch eine Gasthauszeche bezahlte.

Hersch kam einmal in ein Gasthaus, ließ sich von allen feinen Speisen und Getränken geben, ohne auch nur eine Kopeke bei sich zu haben. Als er sich anschickte wegzugehen, und der Gastgeber von ihm Bezahlung verlangte, erklärte Hersch, daß er kein Geld habe, daher nicht zahlen könne. Da sprach der Gastgeber in aufgeregtem Tone: „Das ist nicht meine Sache, daß du kein Geld hast; meinetwegen gehe unter die Juden des Ortes und sammle Almosen, mir aber mußt du für das Essen bezahlen.“

Hersch erwiderte: „Dein Rat ist wahrlich köstlich, aber verstehst du, wenn ich selbst, ein gewöhnlicher

Schnorrer, um die Almosensammlung mich bemühen werde, dann würden die Leute nur zu Kopeken geben, und es würde nicht ausreichen, um dir zu bezahlen, daher folge du meinem Rate, komme du mit mir. Da du ein achtbarer angesehener Mensch bist, werden die Leute viel geben, so daß noch für ein zweites Mittagmahl übrig bleiben wird."

Die Sintflut.

Hersch wurde einmal gefragt, ob er an eine zweite Sintflut glaube. „Sie ist schon längst da," antwortete er. „Als Noah nach der ersten Sintflut am Leben blieb, pflanzte er einen Weingarten und hat auf diese Weise den Wein entdeckt. Und durch diese Sintflut — durch den Wein — sind schon viel mehr Menschen umgekommen als durch die erste Sintflut."

Hersch und der Dieb.

Einmal verirrte sich ein Dieb nachts zu Hersch, denn er wußte nicht, daß Hersch ein armer Mann sei. Hersch lag auf dem Bett, und obwohl er nicht schlief und auch in der Finsternis sah, wie der Dieb Schrank und Kasten durchsuchte, rührte er sich nicht und atmete still. Der Dieb mußte sich bald zu seinem tiefsten Leidwesen überzeugen, daß diesmal seine Mühe zwecklos sei. Im Schmerze ob seiner Enttäuschung nahm er seine Schnupftabakdose aus der Tasche, um durch eine Prise seinen Ärger zu stillen. Da entstieg Hersch leise seiner Schlafstätte, ging auf den Dieb zu und streckte gleichfalls die Hand aus, um eine Prise an sich zu nehmen. Als der Dieb spürte, daß jemand neben ihm stehe, erschrak er sehr und wollte entweichen. Doch Hersch ergriff seine Hand und sprach: „Lieber Freund, bleib ruhig hier und suche nur angstlos weiter. Am besten suchen wir beide, vielleicht finden wir doch was und teilen miteinander. Aber für alle Fälle bitte ich dich, erzähle keinem Menschen, daß du bei mir nichts fandest. Die Leute sollen nicht wissen, daß ich ein armer Mann bin."

Wie sich ein Mensch verändern kann.

Hersch ging einmal in Gedanken versunken auf der Gasse. Da begegnete er einem Menschen, stieß ihn an und rief ihm freudig zu: „Ah, was macht Ihr, Reb. Todres? Wie lange hab' ich Euch nicht gesehen! Ihr habt Euch aber so verändert, daß ich Euch kaum erkannt hätte."

„Ihr seid im Irrtum, mein Lieber, ich heiße nicht Todres, sondern Jankel." — „Ach," wunderte sich Hersch, „wie der Mensch sich verändern kann! Sogar Euer Name hat sich schon verändert."

Hersch ladet einen Gast zu sich.

Eines Abends kam Hersch in Begleitung eines Mannes nach Hause, dem er Nachtmahl und Nachtquartier versprochen hatte. Er stellte den Mann seiner Frau vor und sagte ihr auch den Zweck seines Kommens. Die Frau wurde zornig, fluchte und schrie: „Um Gottes willen, du elender Schnorrer, nicht genug, daß wir selber nichts zu essen haben, bringst du noch einen Gast mit?" Der Fremde fühlte sich beschämt

und schaute Hersch verlegen an. Hersch aber sprach zu ihm: „Freund, macht Euch nichts aus dem Gerede dieser bösen Frau. Wisset Ihr ja das Wort der Weisen: ‚Das Weib duldet keine Gäste', daher tut Ihr das Eurige." — „Was soll ich denn tun?" fragte der Gast verwundert. — „Nehmet Euren Sack und Mantel und legt Euch schlafen!" erwiderte Hersch.

Hersch und der Geizhals.

Einst ging Hersch eine Wette ein, er werde von einem als Geizhals bekannten Reichen, der niemals ein Almosen gab, eine Unterstützung bekommen.

Er begab sich zu dem Manne und trug sein Verlangen vor. Der Reiche sprach verdrießlich: „Hast du nicht gehört, daß ich keine Almosen gebe, weshalb bist du dennoch gekommen?"

Hersch erwiderte: „Weil die Almosen, die ich von Euch jetzt verlange, zu Eurem Vorteil sind."

„Wieso?" fragte der Geizhals.

„Da hört mich an! Ihr habt sicher gehört, daß die Hölle durch eine Lawine zerstört worden ist. Und

nun bin ich damit betraut worden, unter jenen Personen, welche für die Hölle in Betracht kommen, für den Wiederaufbau Geld zu sammeln. Da Ihr als ein Kandidat für die Hölle in den Büchern verzeichnet seid, liegt es in Eurem Interesse, den Wiederaufbau zu fördern."

„Wenn die Hölle zerstört ist, wo werden jetzt die Bösewichte gestraft?" fragte der Geizhals ganz verlegen.

„Vorläufig hat man bei einem Bauer einen großen Schweinestall gemietet und hat den als Sammelstelle für die neu hinzukommenden Bösewichte eingerichtet. Und nun frage ich Euch, wird es schön sein, wenn so ein Reicher wie Ihr in einem Schweinestall untergebracht werden soll?"

Der Geizhals mußte diesmal von seinem Grundsatz abweichen, gab Hersch einen namhaften Betrag zum Wiederaufbau der Hölle und erhielt von Hersch die Zusage, einen Ehrenplatz zu erhalten.

Hersch und der Dorfjude.

Ein alter Dorfmann richtete einmal an Hersch die Frage, was denn die Leute am Jom-Kipur bei „Korem“[1]) tun.

„Habt Ihr denn nicht gesehen,“ erwiderte Hersch, „daß die meisten Leute Kinder mit in die Synagoge nehmen und jedes Kind ein Päckchen in der Hand trägt? Wisset Ihr, die Leute nehmen Palatschinken mit sich und die werden gegessen, während sie niederknien und sich bücken.“

Der Dorfjude war mit dieser Antwort sehr zufrieden. Er fuhr nach Hause und erzählte seinem Weibe, daß er nunmehr das Geheimnis vom Korem kenne und befahl ihr, für den herannahenden Jom-Kipur Palatschinken zu bereiten, um sie in die Synagoge mitzunehmen. Als es zu Korem kam, aß er die Palatschinken.

Der gute Geruch der fetten, frisch gebackenen Palatschinken wurde in der ganzen Synagoge fühlbar, aber kein Mensch ahnte, woher dieser an einem Fasttage doppelt wohltuende Geruch kam.

---

[1]) Bei der „Aboda“, einer Beschreibung des Dienstes des Hohepriesters im Tempel zu Jerusalem, kniet man bei dem Worte „Korim“ mehrmals nieder.

Als sie sich schon erhoben hatten, sahen sie den alten Dorfmann noch immer zu Boden liegen, und daß er was im Munde habe.

„Reb Todres," schrien sie ihn an, „ist ja heute Jom-Kipur?"

„Räuberbande," schrie der Dorfmann aus vollgestopftem Munde, „habt Ihr denn gar kein Einsehen, daß ich ein alter Mann bin und daher keinen Zahn mehr im Munde habe? Freilich, ihr jüngeren Leute vermagt mit den Palatschinken schnell fertig zu werden; nun geduldet eine Weile, bis ich auch den Bissen hinunterschlucke."

Man kann sich vorstellen, welche Heiterkeit der Vorfall erregte. Doch fanden sich ernste und fromme Leute, die den Mann belehrten, was man bei Korem tut. Und da wußte der Alte erst, daß Hersch seine Unwissenheit zu seinen Witzen benützt hatte.

Hersch und die Händlerin.

An einem Wintertag mußte Hersch bei großem Schneegestöber und knarrendem Frost auf die Straße hinaus, weil sein Weib ihn drängte, Brot für die Kin-

der herbeizuschaffen. Auf der Straße liefen die Krämer hin und her und schlugen die Füße vor Kälte aneinander. Die Händlerinnen saßen auf den Türen ihrer Läden über den Feuertöpfen, aus ihren Nasen rann das Wasser wie aus einem Quell, eine Kunde aber war weit und breit nicht zu sehen. Eine Händlerin, die Hersch nicht kannte, hielt ihn für eine Kunde und rief ihm zu: „Was möchtet Ihr kaufen?" Hersch bleibt einen Augenblick stehen, betrachtet die Frau, wie ihr die Nase rinnt und fragt: „Was habt Ihr zu verkaufen?" Sie antwortete: „Alles, was Ihr wollt!" Hersch: „Taschentücher auch?" „Selbstredend," antwortete die Händlerin stolz. „Nun," sprach Hersch, „so nehmt ein Tüchel und wischt Euch gütigst die Nase ab."

Wie sich Hersch ein Mittagmahl beschaffte.

Einst kam Hersch in ein Dorf. Da er Hunger hatte, ging er in ein jüdisches Haus und bat um ein Mittagmahl. Doch die Hausfrau beteuerte, sie habe nichts im Hause, um seinen Hunger zu stillen. Hersch setzte sich nun zum Ofen, um sich zu wärmen, denn draußen

war es entsetzlich kalt. Bald darauf kam der Hausherr aus der Stadt und seine Gattin drang in ihn, unversäumt das Mittagmahl zu sich zu nehmen. Sie stellte vor ihn ein hübsches frisches Brot und eine volle Schüssel heißer Milch auf den Tisch. Hersch verdroß es sehr, daß die Frau mit seinem knurrenden Magen kein Erbarmen hatte. Was tat Hersch? Als der Hausherr sich die Hände wusch und den ersten Segen sprach, stellte sich Hersch zum Tisch und rüttelte ihn, so, daß sich etwas von der Milch verschüttete. Der Hausherr schrie Hersch zu: „Nu, nu" durfte er doch zwischen dem Brotsegen und dem Essen nichts reden —, damit sich Hersch in acht nehme und die Milch nicht ausschütte. Hersch aber legte dieses „Nu, nu" so aus, als hätte ihn der Hausherr zum Essen eingeladen. Er setzte sich gleich zu Tisch und aß vom Brot und trank die Milch. Die Hausfrau konnte doch nicht so unverschämt sein, ihn darin zu stören und gab ihrem Manne anderes Essen. Hersch bedankte sich sehr bei dem Hausherrn für seine freundliche Einladung. Als aber Hersch nochmals durch das Dorf und in dieses Haus kam, gab ihm die Hausfrau das Mittagmahl, ohne die Ankunft ihres Gatten abzuwarten.

Die Gräfin und die Komtessen.

Als Hersch den Ruf nach Miedziborz erhalten hatte, überlegte er nicht lange, lud seine „sieben Sachen“ wie auch sein Weib und Kinder — er hatte unbeschrien deren elf — auf einen Wagen und trat die Reise an. Draußen war ein grausig kaltes Wetter, denn es war mitten im tiefen Winter, ein Dezembertag.

Der Weg von Ostropole nach Miedziborz ist ziemlich weit, so, daß, wenn man auch früh am Morgen aufbricht, man eine Nacht unterwegs sein muß.

Als es Nacht wurde, die Kinder den Hunger und die Kälte nicht ertragen konnten, und durch Weinen Konzert gaben, entschloß sich Hersch, in einem Dorfgasthause über Nacht zu bleiben und am folgenden Tage die Reise fortzusetzen.

Als er vor das Gasthaus kam, fand er Tür und Tor bereits geschlossen. Hersch mußte lange Zeit an die Fenster pochen, bis die Eigentümerin seine Stimme hörte und ihn nach seinem Verlangen fragte.

Hersch erwiderte auf ihre Frage in polnischer Sprache:

„Es ist meine durchlauchtigste Frau Gräfin mit ihren durchlauchtigsten Komtessen; öffnet sogleich und gebt ihnen Einlaß, denn das Wetter draußen ist furchtbar — öffnet, oder daß Euch der Teufel hole!“

Kaum hörte die Jüdin das Wort „Gräfin", als sie schnell auf den Beinen war, das Tor öffnete und Hersch, den sie freilich für einen gräflichen Lakaien hielt, ein warmes Zimmer zuwies. Da sie nur dürftig gekleidet war, zog sie sich gleich in das Schlafzimmer zurück.

Nun brachte Hersch Weib und Kinder in das warme Zimmer und machte es ihnen darin ganz bequem. Sich selbst gönnte er keine Ruhe. Wieder pochte er an die Tür der Eigentümerin. „‚Die hochgnädige Gräfin' wünscht für sich und für die durchlauchtigsten Kinder ein Nachtmahl."

Mit einer Gräfin war dazumal nicht zu spaßen. Schließlich, dachte die Frau, würde sie ja auch auf ihre Kosten kommen. Sie stand auf, richtete den nun glutlosen Herd wieder auf und bereitete ein gutes Nachtmahl zu. Sie ließ es an nichts fehlen, auch Wein holte sie vom Keller. Hersch, der in das Gewand eines gräflichen Kutschers gekleidet war, erregte kein Mißtrauen, und er bediente seine „gräfliche Herrin".

So verbrachte er die ganze Nacht bei Saus und Braus.

Als der Morgen kam, bereitete die Jüdin ein gutes Frühstück zu und trug es aufs Zimmer.

Man kann sich ihr Entsetzen vorstellen, als sie der

häßlichen schäbig angezogenen Gräfin und der in Lumpen gehüllten Komtessen ansichtig wurde. Sie sah, daß sie einem Betrüger zum Opfer gefallen, und fing an zu schimpfen und zu schelten. Sie schrie: „Das sind die durchlauchtigste Gräfin und die Komtessen?" Doch Hersch schrie noch lauter: „Mein Weib ist bei mir so würdig wie eine Gräfin und meine Kinder wie Komtessen."

Die Gastgeberin sah nun ein, daß jedes weitere Wort unnütz sein würde. Zumindest bat sie um Bezahlung für das kostspielige Nachtmahl.

Hersch wendete jedoch kaltblütig ein: „Ich habe keine Kopeken."

Da geriet die Gastgeberin in schrecklichen Zorn, gebärdete sich wie eine Wahnsinnige und erklärte, die nette Sippe nicht aus dem Hause zu lassen, ehe ihr die Rechnung bezahlt werde.

Als Hersch diese Drohung hörte, wurde er sehr froh. „Habe ich dir nicht gesagt," sagte er zu seinem Weib, „Gott wird uns nicht verlassen? Schau, da haben wir für längere Zeit Quartier und Kost und sind von jeder Nahrungssorge befreit. Oder warst du etwa mit der Kost unzufrieden?"

Da überzeugte sich die Gastgeberin, daß sie diesmal sehr schlecht hineingefallen war und bat Hersch,

sich ihrer, einer unglücklichen Witwe, zu erbarmen und so rasch als möglich von ihr wegzuziehen. Freilich verlangte sie von ihm keine Bezahlung mehr.

„Wenn Ihr so redet," sprach Hersch, „dann bin ich ein Edelmann; ich fahre sogleich von hier fort."

Er brachte nun seine Gattin und die Kinder auf den Wagen und traf die Vorbereitung zur Weiterreise.

Hersch und der polnische Edelmann.

Noch war Hersch im Vorhause des Gasthauses mit den Vorbereitungen zur Abreise beschäftigt, als ein polnischer Edelmann an dem Gasthaus vorbeifuhr. Er blieb eine Weile stehen, um Futter für die Pferde zu kaufen. Hersch scherte sich um ihn nicht, freilich unterließ er es auch, vor ihm die Mütze zu ziehen und ihm durch den Knix die Ehre zu erweisen. Der Edelmann wurde über die Unverschämtheit des Juden ungehalten und fragte Hersch in barschem Tone: „Woher bist du denn, Jude?" Hersch erwiderte ruhig: „Aus Ostropole!" Darauf der Edelmann: „A czapka?"[1])

[1]) „Und die Mütze!" Der herrschende Adel gewöhnte die in seiner Sklaverei lebende Bauernschaft angesichts eines

„Ebenso aus Ostropole!" erwiderte Hersch gelassen. Da mußte der Edelmann über den dummen Juden lachen. Hersch aber bestieg den Wagen, und indem er auf den Edelmann noch einen verächtlichen Blick warf, fuhr er davon.

Hersch sucht des Rabbis Nase.

Als Hersch am Abend in Miedziborz eintraf, wurde er gewahr, daß Rabbi Baruch gerade an diesem Tage außerordentlich traurig war. Er wollte den ganzen

Edelmanns rasch die Mütze vom Kopfe zu nehmen und diese unter dem linken Arm haltend, niederzuknien. Allmählich eigneten sich auch die Dorfjuden, die Pächter der Orenden diese Unterwürfigkeit an. Seither sahen es die Edelleute für eine Frechheit an, wenn ein Jude vor ihnen die Mütze nicht hob und er pflegte angeschrien zu werden „A czapka!" Das Wort ist auch sprichwörtlich bekannt. Im Jahre 1848 zur Zeit der Bauernerhebung in Polen haben Edelleute bei Juden Schutz gesucht und gefunden. Ein Graf saß bei einem Juden mehrere Wochen in „Spodek" und falschen Pejes, sich unaufhörlich über einem Talmudfolianten schaukelnd. Der Jude aber mußte vor ihm entblößten Hauptes stehen. Ein anderer Edelmann versteckte sich bei einem armen Juden auf dem Backofen. Und als er einmal erblickte, daß der Jude seine Mütze auf dem Kopfe hatte, ermahnte er ihn barsch: Zyda, czapka! — „Jud', die Mütze!"

Tag, außer seinen Meschamschim keinen Menschen empfangen und keine Nahrung zu sich nehmen, sondern ging stundenlang in Gedanken vertieft, den Kopf hinabgebeugt, im Zimmer hin und her und gab auf keine Frage eine Antwort.

Hersch erschien mit seiner Reiselaterne im Hause des Rabbi, und ohne von jemand die Erlaubnis zum Betreten des heiligen Gemachs erhalten zu haben, ging er hinein. Jedem Fußtritt des Rabbi folgend, schien er etwas Verlorenes zu suchen. Da fragte einer der Meschamschim den fremden Eindringling: „Was hast du denn hier zu suchen?“ Hersch erwiderte: „Ich habe vernommen, daß der heilige Rabbi die Nase hinunterließ, und da kam ich mit meiner Laterne, um nach ihr zu suchen.“ Darauf lachten nicht nur die Diener, die sofort begriffen, daß es der bestellte Hofnarr sein dürfte, sondern der Rabbi selbst hob den Kopf höher, sah sich Hersch gründlich an und lachte leise. Er sprach: „Ich wünsche, daß der Mann in meiner Nähe bleibe, denn er hat mich jetzt mit seinem klugen Witz erquickt.“

Der zerschlissene Chalat.

Einst kam Hersch zum Rabbi in außerordentlich desolatem Chalat. Rabbi Baruch fragte ihn: „Hast du nicht etwa noch einen zweiten Chalat, daß du diesen zerschlissenen anzogst?“ Hersch erwiderte: „Warum soll ich denn nicht noch einen zweiten haben?“ „Nun,“ fragte der Rabbi wieder, „warum zogst denn nicht den zweiten an?“ Darauf antwortete Hersch: „Weil der zweite noch mehr zerschlissen ist!“ Rabbi Baruch lachte und gab ihm nun den Chalat, welchen er selbst trug.

Herschs „Kaschje“.

An einem Donnerstag kam Hersch zu Rabbi Baruch und sprach: „Meister, ich bitte Euch, mir eine „Kaschje“, eine schwierige Stelle im Talmud zu erklären.“

„Und welche ist die Stelle, die dir schwierig erscheint?“ fragte der Rabbi mit trauriger Stimme.

„Mir ist zu verstehen schwer die Stelle: ‚Und was würdet Ihr sagen, wenn wir nichts zu essen haben‘,“ gab Hersch zur Antwort.

Der Rabbi lachte, denn er begriff, daß ihn Hersch durch seine Frage aufmerksam machen wollte, daß er kein Geld habe, Lebensmittel zu kaufen. Er gab ihm daher fünf Rubel und sprach: „Nun hoffe ich, dir auf deine Kaschje einen guten Tiruz gegeben zu haben."

Einige Tage nachher kam Hersch wieder mit derselben „Kaschje". Da sprach der Rabbi: „Habe ich dir doch erst vor paar Tage auf die Kaschje einen Tiruz gegeben?"

Hersch erwiderte: „Versteht doch Rabbi-Leben! Als ich nach Hause kam und Euren Tiruz gründlich zerkaute, da blieb von ihm nichts und daher tauchte die alte Kaschje wieder auf."

Eine Lüge an richtiger Stelle.

Hersch kam einmal in das Gemach des Rabbi und fand ihn in sehr düsterer Stimmung. Hersch stellte sich weinend. Da sprach der Rabbi: „Hersch, höre auf zu weinen, denn ich kann das nicht ertragen." Hersch stellte sich aber, als hätte er des Rabbis Worte

nicht vernommen. Wieder sprach der Rabbi: „Hersch, du weißt, daß ich den Schmerz eines jeden Juden von einem Weltende bis zum anderen Weltende mitleide, daher meine ewige Traurigkeit. Nun stehst du in meiner Nähe und weinst, um meine Traurigkeit noch zu vergrößern? Sage mir, warum du weinst, und ich gebe dir dafür zehn Rubel." Da erwiderte Hersch mit weinender Stimme: „Habt Ihr mir doch vor einer Weile zwanzig Rubel zugesagt, jetzt heißt es bloß zehn — darum weine ich." Dem Rabbi gefiel der Lüge Witz sehr und er gab Hersch zwanzig Rubel.

Hersch als Teufel.

Rabbi Baruch fuhr einmal nach Kozience, um seinem Freund, dem „Magid", einen Besuch abzustatten. Wie stets, begleitete ihn seine ganze Gefolgschaft. Auch Hersch schloß sich ihr an. Als sie am Abend in ein Dorf kamen, stellten sich die Bauern des Dorfes, die ein wenig angeheitert waren, auf die Straße und ließen die Wagen nicht passieren. Da es regnete, war es höchst unangenehm, dort lange zu stehen. Als jedes

Bitten und auch Geldangebote vergebens waren, trat Hersch vor den Rabbi und sprach: „Rabbi, gebt mir die Erlaubnis, etwas anzustellen, und Ihr sollt nachher ungehindert durchfahren können.“ Natürlich versagte ihm der Rabbi die erbetene Bewilligung nicht. Nun, was tat Hersch? Er entkleidete sich, beschmierte sich von Kopf bis Fuß mit Kot und begab sich an die Stelle, wo die Bauern standen. Kaum hatten ihn die Bauern erblickt, schrien sie „Gitko“, „ein Teufel“ und liefen Kopf über Hals davon. Und da konnte der Rabbi die Reise ungestört fortsetzen.

Hersch vertritt die Stelle des Rabbi.

Eines Tages, da der Rabbi in der „Mikwah“ war, kam eine Frau in das Gemach des Rabbi und trug Hersch, den sie für den „Heiligen“ hielt, weinend die Bitte vor, für ihre Tochter zu Gott zu beten, die sich seit einigen Tagen in Geburtsnöten befände. Hersch setzte sich auf des Rabbis Stuhl und gab der Frau den Rat, ihrer Tochter an den Nabel einen Kreuzer zu legen, dann werde sie bald das Kind gebären. Er ver-

langte, daß man ihn gleich davon verständigen solle, sobald das Kind komme. Die Frau ging nach Hause, befolgte den Rat, den ihr Hersch gegeben, meinte sie doch, daß es der Rabbiner gewesen war. Der Zufall wollte es, daß das junge Weib in der Tat bald nachdem man ihr den Kreuzer auf den Nabel gelegt hatte, das Kind gebar. Da schickte ihre Mutter ihre Nichte, um dem Rabbi davon Mitteilung zu bringen. Als sie kam, hatte der Rabbi wieder seinen Sitz eingenommen. Die Botin sagte: „Rabbi, ich wünsche Euch ‚Maseltow', Euer Rat war gut, und das Weib hat gleich darauf, als ihr der Kreuzer aufgelegt wurde, das Kind zur Welt gebracht." Da begriff der Rabbi, daß Hersch in seiner Abwesenheit die Rabbi-Rolle gespielt hatte. Er fragte ihn lächelnd: „Wie kamst du zu dem Einfall, einen Kreuzer auf den Nabel zu legen?" Hersch antwortete: „Ich habe ein Sprichwort gehört: ‚sobald man einem Juden einen Kreuzer zeigt, springt er aus der Haut', nun empfahl ich der Frau, ihrer Tochter einen Kreuzer auf den Nabel zu legen und wußte, daß dann der Jud aus der Haut springen wird."

Hersch foppt einen Fürsten.

In Luzk wohnte ein mächtiger Fürst, ein kränklicher Mann von finsterer und schlechter Laune. Jedermann fürchtete ihn.

Einmal erfuhr der Fürst, daß in Miedziborz ein Rabbi seinen Sitz habe, der ebenso wie er kränklich, jähzornig und immer traurig war. Da sprach er zu seinen Leuten: „Gewiß tut er es, um meiner zu spotten; ich will ihn eines Besseren belehren."

Er ließ seinen Wagen anspannen und reiste mit seinem ganzen Hofstaat nach Miedziborz, um sich an Ort und Stelle zu überzeugen, ob die Kunde von des Rabbis Führung wahr sei.

Als er in Miedziborz einlangte, ließ er den Rabbi zu sich rufen. Glücklicherweise war Rabbi Baruch seit einigen Tagen abwesend und der Verwalter des Rabbi konnte sein Nichterscheinen entschuldigen.

Der Fürst aber ließ dem Verwalter des Rabbi sagen: „Wenn dein Herr von der Reise zurückkommen wird, hat er innerhalb drei Tagen nach Luck zu reisen, um mir folgende Fragen zu beantworten: wie groß ist der Boden, den ich mein eigen nennen darf? Wieviel wiegt der Mond? Wieviel bin ich wert? Was glaube ich? Wenn ich binnen drei Wochen keine

Antwort auf meine Fragen haben werde, werde ich euren Rabbi und sein ganzes Gesinde in den Kerker werfen."

Man kann sich denken, wie bestürzt die Leute wurden. Aber sie beschlossen, dem Rabbi darüber keine Mitteilung zu machen. Gottes Hilfe werde schon kommen.

Am folgenden Tage kehrte Rabbi Baruch heim. Wieder beriet man, was da zu tun sei. Da sagte Hersch: „Ich werde nach Luzk fahren und mich an Stelle des Rabbi dem Fürsten vorstellen; ich werde ihm Rede und Antwort stehen.

„Wie willst du es anstellen?" fragten die Leute ganz erstaunt.

„Ganz einfach, gebt mir einen ‚Chalat' und einen ‚Spodek', ich stelle mich dem Fürsten als der Rabbi vor, und wenn es mir nicht gelingt, ihm zufriedenstellende Antworten zu geben, werde ich an Stelle des Rabbi in den Kerker kommen, dem Rabbi aber wird kein Haar gekrümmt werden."

Man kannte Hersch und wußte, daß es ihm gelingen werde, dem Fürsten treffende Antworten zu geben.

Hersch tat einen Chalat und einen Spodek an und reiste nach Luzk.

Als er vor dem Fürsten erschien, ließ er sich die Fragen vorlegen.

Auf die Frage, „wie groß ist der Boden, den ich mein eigen nennen darf“, antwortete Hersch: „Ich könnte das leicht sagen, wenn ich wüßte, wieviel an Wasserfläche dem Fürsten gehört: ich bitte daher, mir genau anzugeben, wie groß die Teiche und Bäche in Euren Ländereien sind, ich werde dann die Frage genau beantworten können.

Da sprach der Fürst: „Das ist ein jüdischer Kniff, Ihr wollt Euch, Rabbi, der Beantwortung dieser Frage entziehen. Nun, diese Frage sei Euch geschenkt. Nun die zweite Frage: ‚Wie schwer ist der Mond‘?“

„Er wiegt genau ein Pfund,“ erwiderte Hersch, „wenn Ihr's aber nicht glaubt, dann geruht gnadenvoll, nachwiegen zu lassen.“

Der Fürst lachte. „Nun,“ sprach er, „die dritte Frage: Wieviel bin ich wert?“

„Soviel,“ antwortete Hersch, „als unser Erzvater Abraham.“

Der Fürst fühlte sich darob sehr gehoben, doch sprach er: „Und das wäre?“

Hersch darauf: „Es steht in der heiligen Schrift, daß Abraham zu Gott sprach, er sei Erde und Asche; es steht zwar nicht wieviel Erde und wieviel Asche,

doch da wir die Bescheidenheit Abrahams kennen, müssen wir annehmen, daß es sich um ein sehr kleines Maß handelt, nach diesem Verhältnis ließe sich Euer Wert, o Fürst, bemessen.

Dem Fürsten gefiel die Antwort vorzüglich, und er gab sich mit ihr zufrieden.

„Nun die vierte Frage: Was glaube ich?"

Hersch antwortete: „Ihr glaubt, den Rabbi von Miedziborz vor Euch zu haben, Ihr habt aber nur seinen niedrigsten Diener vor Euch, nämlich Hersch von Ostropole."

Herschs „Achtzehngebet".

Einst fiel es dem Rabbi auf, daß Hersch mit dem „stillen Achtzehngebet" in außerordentlich kurzer Frist fertig war.

Er stellte ihn darüber zur Rede und sagte: „Wie kann man in so kurzer Zeit das ‚Achtzehngebet' gesprochen haben? Bei mir dauert es mindestens zehn Minuten."

Hersch darauf: „Versteht Ihr, Rabbi, Ihr seid ein Reicher. Wenn Ihr daher das ‚stille Achtzehngebet'

sprecht, da habt Ihr an viele Dinge zu denken, an Hof und Haus, Pferde und Wagen und dergleichen, ich hingegen bin ein armer Teufel, habe nichts an Vermögen, als ein Weib und eine Katze, da sinne ich: ‚Weib — Katze, Katze — Weib' und schon bin ich mit dem Achtzehngebet fertig."

Hersch als Einkäufer.

Rabbi Baruchs Gattin gab Hersch einmal den Auftrag, für die „Kappores" zehn Hähne und zehn Hühner zu kaufen und übergab ihm das dazu nötige Geld. Hersch verwendete das Geld für sich und brachte nur ein mageres Hähnchen und ein ebensolches Hühnchen. Die Gattin des Rabbi stellte ihn zur Rede indem sie sprach: „Sind denn das zwanzig Kappores?" „Selbstredend," antwortete Hersch, „dies taugt auf zehn Kappores und dies taugt auf zehn Kappores, nun sind zusammen zwanzig."

Wie sich Hersch Geld verschaffte.

Hersch wußte sich einmal auf folgende Weise aus großer Verlegenheit zu helfen. Er begab sich zum Vorstande der „heiligen Bruderschaft“ und meldete ihm, seine Frau sei gestorben, und erhielt von diesem das nötige Geld zur Anschaffung der Totenkleider und Leichenkosten. Der Vorstand verständigte daraufhin die Bruderschaft, daß sie die Beerdigung vornehmen solle. Doch wie erstaunt waren die Leute, als sie zu Hersch kamen und dessen Weib gesund antrafen. Sie stellten Hersch zur Rede und sprachen: „Du hast doch gesagt, deine Frau sei gestorben, nun ist sie doch am Leben?“ Hersch erwiderte: „Beruhigt euch, meine Freunde, ob heute oder nach 120 Jahren — sie ist euer!“

Das „Chorbon“.

Eine Jüdin ging sehr hastig in einem Gäßchen herum, gebärdete sich wie eine Verzweifelte und schrie wieder und wieder: „O weh, ein Chorbon (Ruin) ist auf mir!“ Sie hatte bedauerlicherweise ihr letztes Geld verloren und ging wehklagend hin und

her und suchte das Geld. Hersch ging hinter ihr und half ihr das verlorene Geld suchen. Als die Frau sich umdrehte und Hersch vor sich sah, fragte sie ihn: „Reb Hersch, geht Ihr schon lange hier herum?“ „Schon sehr lang,“ erwiderte Hersch, „noch vom ersten Chorbon[1]) an!“

„Schneidet in die rechte Seite.“

Ein alter Jude starb und ließ ein junges Weib zurück. Beim Leichenbegängnis fand sich auch Hersch ein. Er hörte, wie die Frau wehklagte und begriff, daß ihr nicht ernst damit sei. Er trat an sie heran und sagte: „Verzeiht, an welcher Seite soll ich Euch ‚K'riah‘ schneiden?“ Die Frau erwiderte in ihrer Verzweiflung: „Schneidet, wo Ihr wollt!“ Hersch hierauf: „Ich sage Euch aber, wenn ich auf der linken Seite den Schnitt machen sollte, dürft Ihr nie mehr einen Mann heiraten.“ „Nun,“ sprach die Frau tief verschämt, „dann schneidet in die rechte Seite!“

---

[1]) Man spricht vom ersten und zweiten Chorbon (Zerstörung) des Tempels in Jerusalem.

Hersch und noch einmal Hersch.

Rabbi Baruch traf einmal Hersch. Er ermahnte ihn: „Hersch, Hersch, warum trinkst du soviel Branntwein?“

Hersch: „Versteht Ihr, heiliger Rebbe, wenn ich Branntwein trinke, werde ich ein ganz anderer Mensch. Und nun will auch der andere Mensch ein bißchen Branntwein. Was sagt Ihr, Rebbe, soll ich ihm denn nicht geben? Heißt es doch leben und leben lassen?“

„Und wie heißt der andere Mensch?“ fragte Rabbi Baruch lächelnd.

„Er heißt Hersch nach mir!“ erwiderte Hersch.

Die Totenbahre und der Trauhimmel.

„Hersch,“ sprach einmal Chajkel, „du bist doch ein kluger Mann und wirst mir auf eine alte ‚Kaschje‘ antworten können: Warum hat eine Totenbahre zwei Füße, ein Trauhimmel jedoch vier?“

Hersch erwiderte: „Tor, kannst du es selber nicht verstehen? Bei der Totenbahre wird ein Mensch begraben, bei dem Trauzelt aber zwei Menschen. Bin ich mit meinem Weibe nicht lebendig in der Erde?“

Herschs Rache.

Hersch kam auf ein Beschneidungsfest, zu welchem die vornehmsten Leute der Gemeinde versammelt waren. Selbstredend fehlte auch der Raw (Rabbiner) nicht.

Bei der Mahlzeit wurde der Raw beehrt, die zu Tisch gebrachten Gerichte unter die Anwesenden zu verteilen. Da er mit Hersch nicht auf gutem Fuße stand, verkürzte er ihn, und Hersch bekam vom Fische den Schwanz. Hersch verdroß das und er beschloß, an dem Rabbiner Rache zu nehmen. Bald wurde ein fetter Indian auf den Tisch gestellt. Hersch kam der Saft in den Mund, aber er wußte, daß ihm nur der schlechteste Teil zufallen würde. Er klopfte an den Tisch und sprach: „Raw, ei, ich habe Euch ein wichtiges Ereignis zu erzählen. Gestern ging ich auf eine Hochzeit. Ich hatte über ein Wasser zu gehen. Bald kam auch ein Indian, der für das Hochzeitsmahl bestimmt war. Schließlich kam auch der Raw, und wir standen alle drei, ich, der Indian und der Raw. Ich wollte über den Steg gehen, aber der Indian und der Raw hatten Angst, über den Steg zu gehen, weil sie, beide fettleibig, fürchteten, ins Wasser zu stürzen. Endlich kam auch der Teufel dazu. Er packte den

Raw und trug ihn übers Wasser hinüber, ich aber ergriff den Indian und machte mich davon!“

Sprach's, ergriff den Indian und nahm Reißaus.

Das vertauschte Kind.

Herschs Weib sagte einmal ärgerlich zu ihm: „Wenn ich dich nicht genommen hätte, wer hätte einen so häßlichen Mann geheiratet?“ Hersch darauf: „Glaube mir, Esterl, ich war ein sehr hübsches Kind gewesen, was kann ich dafür, daß mich eine Hexe mit einem häßlichen Kinde vertauschte?“

Hersch foppt eine Krämerin.

Die Tuchkrämer in Berdytschew hatten vereinbart, ihre Läden erst um acht Uhr zu öffnen, damit sie Zeit hätten, das Morgengebet innerhalb der Gemeinschaft zu verrichten. Eine Krämerin widersetzte sich dieser Abmachung und öffnete ihre Bude schon um sechs Uhr.

Als Hersch einmal in Berdytschew war, sagte er zu den Tuchhändlern: „Wenn ihr mir Seide auf einen Sabbatrock gebt, so will ich der widerspenstigen Krämerin eine Lehre geben, daß sie künftighin ihre Bude vor acht Uhr nicht öffnen soll.“ Selbstredend erklärten die Händler sich bereit, Hersch die verlangte Prämie zu geben.

Am folgenden Morgen ging Hersch an der Bude vorbei. Die Krämerin stand auf der Schwelle und fragte Hersch, ob er etwas kaufen möchte. Hersch sagte, er sei nach Berdytschew gekommen, um für seine Tochter Hochzeitskleider einzukaufen. Doch habe er gehört, daß die Krämer erst um acht Uhr ihre Läden öffnen, was ihm sehr ungelegen sei, da er möglichst rasch nach Hause fahren müsse. Natürlich lud ihn die Krämerin ein, bei ihr die Kleider einzukaufen. Hersch wählte für die Tochter um einige hundert Rubel Stoffe und ließ sie einpacken. Nun fragte er, ob er auch für sich und seine Gattin bessere Stoffe für Kleider bekommen könne und ließ nach längerer Wahl auch solche abschneiden und einpacken. Als er fertig war, sagte er, man müsse ihm die Kleider aufs Gasthaus bringen, wo er auch das Geld bezahlen werde. Die Frau nahm den ganzen Bund der eingekauften Sachen auf die Schultern, sperrte das Ge-

schäft zu und begleitete Hersch auf sein „Quartier“. Er führte sie in das Gemeindearmenhaus, wo die armen Durchwandernden Nachtlager hatten. Hier erklärte er der Frau, er habe sich soeben erinnert, daß er noch die Mitgift für seine Tochter zu erlegen habe, daß sie daher die Kleider zurücktragen müsse, bis er sich wieder bei ihr melden werde.

Indessen hatten sich die Tuchhändler versammelt und machten ihrer Konkurrentin eine Katzenmusik, die ihr lange in Erinnerung blieb.

Seither hütete sie sich, vor acht Uhr ihren Laden zu öffnen.

Hersch aber führte ein herrliches Sabbatoberkleid nach Hause.

Hersch nimmt Rache.

Mit Fedor, dem russischen Kutscher des Rabbi, lebte Hersch stets in Unfrieden, weil jener ihm den Schnaps wegtrank, und er beschloß, an ihm Rache zu nehmen.

Eines Tages schüttete er in der Mikwah, dem Tauchbade des Rabbi, Spreu aus, rief Fedor herbei und sagte

ihm, der Rabbi habe befohlen, die Spreu tief einzutreten.

Als Fedor den Befehl vollzog, sank er bis zum Halse ins Wasser und rief in seiner Verzweiflung Hersch zu Hilfe. Hersch lachte und sprach: „Nun hast du des Nassen genug und wirst dich künftighin hüten, überall deine Nase hineinzustecken."

Hersch foppt einen Geizhals.

In einem Dorfe bei Ostropole wohnte ein großer Geizhals, der keinen Armen in sein Haus ließ. Hersch beschloß, ihm eine Lektion zu geben. Als der Geizhals eines Tages mit seinem Sohne in Berdytschew war, kam ihm Hersch entgegen und begrüßte ihn wie einen Altbekannten freudig: „Schalom Aleichen!" Der Geizige fragte ärgerlich: „Wer bist du, der mich so freundlich begrüßt?" Hersch erwiderte: „Gewiß seid Ihr ein Kohen, daß Ihr gleich böse werdet!" Zufällig war der Mann wirklich ein Kohen und er sagte: „Nun, ich bin ein Kohen, was willst du aber von mir?" Hersch darauf: „Es ist heute ein ‚Pidjen Ha-

ben‘ bei einem reichen Manne, kommt mit mir, Ihr und der Knabe werdet essen und trinken, und vielleicht werdet Ihr auch das ‚Lösegeld‘ erhalten.“ Der Geizhals wurde versöhnlich und erklärte sich bereit, Hersch zu folgen. Hersch führte ihn in ein Gasthaus und ließ den Wirt die besten Speisen und Getränke geben. Als er sich satt gegessen hatte, ließ er den Kohen und seinen Sohn unter einem Vorwande allein und entfernte sich auf Nimmerwiedersehen. Als nun der Geizhals und sein Sohn sich entfernen wollten, packte sie der Wirt an den Schultern und sprach: „Bezahle zuerst für die Speisen und Getränke!“ Der Kohen sagte: „Ist doch hier ein ‚Pidjen Haben‘, und wir wurden hierher geladen, an dem Festmahl teilzunehmen?“ Der Wirt sagte: „Hier war kein Pidjen Haben, hier ist ein Gasthaus, wo die Speisen gegen Bezahlung verabreicht werden.“ Nun erst verstand der Geizhals, daß er einem Betrüger zum Opfer gefallen war und mußte nicht nur für sein, sondern auch für Herschs Mittagmahl bezahlen.

Wie Hersch sich ein Nachtmahl verschaffte.

Bei grimmiger Kälte kam Hersch einmal abends ermüdet und hungrig in ein Dorfwirtshaus. Der Wirt war nicht zu Hause und seine Frau beteuerte, sie habe kein Nachtmahl zu geben. Hersch bat sie wenigstens um ein Nachtlager, und sie wies ihm in der Küche neben dem Ofen einen Platz zur Nachtruhe an. Hersch legte sich schlafen und stellte sich bald so, als wäre er im tiefsten Schlummer. Indessen hörte er, wie die Kinder Essen verlangten, worauf ihnen die Mutter beruhigend ins Ohr flüsterte: „Wartet eine Weile, bis der Gast fest eingeschlafen ist, werde ich euch zu essen geben, indes werden die ‚Kreplich'[1]) am Ofen fertig sein." Hersch wälzte sich unruhig auf seinem Lager, öffnete die Augen und versicherte, er könne vor Hunger nicht schlafen. Er bat die Wirtin, sich doch seiner zu erbarmen und ihm etwas Essen zu geben, der Ofen sei ja noch warm und gewiß werde etwas gekocht. — Doch die Wirtin schwur bei aller Treue, nichts gekocht zu haben, nur Wasser für Wäsche zum Auskochen.

Um Hersch zu täuschen, löschte sie die Lampe aus, gab vor, daß sie schon schlafen wolle und ging, die Türe hinter sich schließend, ins Schlafzimmer.

[1]) Tatschkerl".

Hersch wartete nicht lange, sprang vom Lager, öffnete den Ofen, nahm den Topf mit die Kreplich heraus, leerte ihn und legte an dessen Stelle seine Unterhose. Zum Schein legte er von oben einige Kreplich und stellte gleich den Topf auf seinen Platz. Indessen kam der Wirt heim. Er klopfte an die Tür. Die Frau, die doch nicht schlief, öffnete ihm gleich und sagte: „Sprich nicht laut, irgendein armer Schlucker schläft beim Ofen.“ Sie machte Tisch, nahm aus dem Ofen den Topf und kehrt ihn über die Schüssel. Da fiel anstatt der Kreplich eine schmutzige Unterhose in die Schüssel.

Der Mann lärmte und schalt die Frau: „Was bedeutet das?“

Hersch erwachte, sprang vom Lager, um zu sehen, was da los sei und erkannte seine Unterhose.

„Warum habt Ihr das getan?“ fragte der Orender.

„Euer Weib sagte,“ erwiderte Hersch, „daß sie Wasser koche, so habe ich meine schmutzige Unterhose auch dazu gegeben, damit dieselbe sich ebenfalls auskocht. Vielleicht würde Eure Frau die Güte haben, mir noch ein Hemd rein zu kochen?“

Man kann sich denken, welches Gesicht der Orender dabei gemacht hat, ein vergnügtes war es nicht!

Hersch weckt den Rabbi auf.

Erew Pessach in der Früh. Es war höchste Zeit, den Chumez zu verbrennen. Rabbi Baruch aber saß in Gedanken versunken, und die Chassidim hatten nicht die Dreistigkeit, ihren Meister zu erinnern, daß die Zeit des Betens gekommen sei. Indessen kam Hersch ins Bet-Hamidrasch. Die Chassidim erzählten ihm, daß der Rabbi noch nicht gebetet habe und die Zeit bald vorüber sei. Hersch versicherte sie, er werde das schon machen; man möge ihm das nur anvertrauen. Er begab sich sogleich zum Rabbi und sagte: „Rabbi ich will Euch eine Schaile[1]) fragen: Ich ordnete heute pessachhalber den Schrank und fand die Ketuba[2]) unterklebt mit Sauerteig, und es ist schon die höchste Zeit zu beten und den Chumez zu verbrennen. Was wäre da zu tun?“

Da erinnerte sich der Rabbi, daß er noch nicht gebetet und auch den Chumez nicht verbrannt habe.

Hersch kam in das Bet-Hamidrasch zurück und berichtete, daß es ihm gelungen sei, den Rabbi aus seinen Gedanken aufzurütteln; schon bereitet er sich zum Beten vor. Nun fragten ihn die Chassidim: „Reb Hersch, habt Ihr schon auf Pessach?“

---

[1]) Frage ritueller Natur.

[2]) Hebräischer Trauungsschein, Ehevertrag.

„Einen halben Pessach,“ erwiderte Hersch, „habe ich schon fertig und für die zweite Hälfte wird Gott auch helfen.“ Und er erläuterte seine Antwort in folgender Weise: „Der Pessach besteht in der Hauptsache aus zwei Dingen, in der Wegräumung des Brotes und dem Hereinnehmen der Mazes. Nun, Brot habe ich schon längst nicht im Hause — die Mazes aber wird Gott noch bescheren müssen, befahl er doch: ‚Sieben Tage sollet ihr Mazes essen‘!“

Die Chassidim erbarmten sich seiner und gaben ihm Geld für Mazes.

Hersch wird bestohlen.

In einer Nacht schlichen Diebe in Herschs Wohnung. Sie suchten am Fußboden, sie tappten an den Wänden, sie fanden aber nichts. Seine Frau hörte das Geräusch und weckte ihn leise: „Hersch! Hörst du, Diebe sind im Zimmer.“

Hersch darauf: „Bleib still, mir flammt das Gesicht vor Scham, weil sie nichts bei mir finden und du machst dir nichts daraus?“

Hersch nimmt ein Brot ins Bett.

Seine Frau überhäufte ihn stets mit Vorwürfen, weil er ein Müßiggänger sei und für Frau und Kinder nicht sorge. Bei einem solchen Streite sagte sie: „Einen Mann ohne Brot brauche ich nicht.“

Abends, da sich Hersch schlafen legte, nahm er ein Brot mit sich.

„Was bedeutet das?“ fragte ihn die Frau, „wozu nimmst du ein Brot ins Bett?“

Hersch darauf: „Sagtest du doch heute, einen Mann ohne Brot brauchst du nicht!“

Die Enkelkinder.

Rabbi Baruch befahl Hersch oft und oft und schärfte es ihm ein, daß er ihn, wenn sie sich auf Reisen befänden, nur in eine ruhige Herberge bringe.

Zuweilen tat Hersch gerade das Gegenteil, was ihm der Rabbi befahl, und das war stets ein Anlaß, daß der Rabbi lachen mußte. So brachte er ihn einmal in ein Quartier, wo ein kleines Kind war. Dasselbe weinte die ganze Nacht hindurch. Natürlich war der Rabbi

gestört. Er stellte Hersch zur Rede, warum er sich früher nicht umsah, ob ein kleines Kind da sei. Hersch erwiderte: „Wähnt Ihr, Rabbi, daß das ein gewöhnliches Kind sei? Nein, es ist ein Enkelkind, und Ihr wisset doch am besten, daß wir von den Enkelkindern leiden müssen."[1])

Ein geschickter Plan.

Moses Chune, der Getreidehändler, war Hersch sehr gewogen und unterstützte ihn oftmals mit Geld.

Als Hersch seine Tochter zu verheiraten hatte, borgte er bei Moses Chune fünfzig Silberscheine und konnte ihm selbstredend das Geld nicht zurückzahlen. Als Hersch wieder einmal kein Geld für den Sabbat hatte, ging er zu seinem Gläubiger und sagte: „Mose Chune, höre mir zu: würdest du mir noch zwei Silberscheine borgen, ich käme in die Lage, dir die fünfzig Silberscheine zu bezahlen und daß mir ebenfalls noch was übrig bliebe; ich habe hiefür einen außerordentlich geschickten Plan."

---

[1]) Rabbi Baruch war ein Enkelkind des Rabbi Israel Baalschem, Stifter des Chassidismus.

Mose Chune gab ihm die zwei Silberscheine, bat Hersch aber, ihm den Plan mitzuteilen.

Hersch sagte darauf: „Komm mit mir!“

Er führte ihn auf den Marktplatz, und Hersch kaufte fünf Hühner.

„Siehst du, Mose Chune,“ sprach Hersch, „diese fünf Hühner — eine jede legt dreißig Eier, da hast du zusammen 150 Eier. Auf diese Eier werden 150 Junge gebrütet, und sie werden ebenfalls zu dreißig Eier legen. Auch sie werden Junge brüten. Und so weiter. Eines Tages werde ich ein reicher Mann sein und dir die fünfzig Scheine bezahlen können.“

Mose Chune fing an zu lachen.

Hersch darauf: „Dich belustigt mein Plan, er gefällt dir, und du wiegst dich schon in der Hoffnung, ich werde dir dein Geld bezahlen. Eines hast du aber vergessen: wo nehme ich das Geld, um so viele Hühner zu füttern?“

Hersch als Schames.[1]

Hersch kam einmal nach Uman, da wollte man ihn als Schames anstellen, eine Stelle, die Hersch sehr

[1] Gemeindediener.

verachtete. Er erkundigte sich beim Vorstande, was er als Schames zu tun hätte. Dieser erwiderte: „Eure Arbeit wird sein, täglich am frühen Morgen ‚in die Schul' zu klopfen."

Hersch sagte: „Wozu jeden Tag ein wenig klopfen? Wäre es doch besser, wenn ich einmal der Woche einen ganzen Tag hindurch klopfe?"

„Nein," will ihm der Vorstand zu verstehen geben, „Eure Aufgabe wird es sein, täglich früh bei jedem Juden drei Klapp in die Fensterladen zu geben, damit er aufstünde und beten gehe."

„Bei Juden, denen man erst drei Klapp geben muß, daß sie zum Dienste Gottes aufstehen, nehme ich keine Stelle an," sprach Hersch und ging bös seines Weges.[1])

---

[1]) Es war ein heiliger Brauch in Polen, daß der Gemeindediener vor Tagesanbruch durch die Gassen zog und mit einer eigenen anziehenden melancholischen Melodie sang: „Israel, du heiliges Volk, stehe auf zum Dienste des Herrn!" Beim Gehen tat er mit dem Gemeindeklopfen in jedes zweite oder dritte Haus am Tor oder Fensterladen drei — wenn ein Toter in der Gemeinde war nur zwei — Klapp. Bei Ausbruch des Krieges mußte dieser Brauch, welcher den Truppen verdächtig vorkommen konnte, abgeschafft werden.

Ein Geschäft.

Hersch kam einmal nach Berdytschew, und da erzählten ihm seine Freunde, daß dort ein großer Reicher mit Namen Eisig Kafka wohne, welcher nie einen armen Menschen unterstütze. Auch seine Gattin Ruchale gebe keinem Juden auch nur eine Mahlzeit.

Da sprach Hersch: „Ihr werdet sehen, daß ich alles erwirken werde, Geld und Speisen und Quartier dazu.“ Er erkundigte sich über Kafka und war nicht wenig erfreut zu erfahren, daß derselbe noch am selben Tage für eine ganze Woche abreise. Am folgenden Tage borgte Hersch sich schöne Kleider aus, kleidete sich wie ein vornehmer Kaufmann und begab sich zu Eisig Kafka.

Auf die Frage des Dieners, was er eigentlich wünsche, erwiderte er: „Ich habe in einer dringenden geschäftlichen Angelegenheit mit Reb Eisig zu sprechen.“

Der Diener meldete dies seiner Herrin, und sie ließ den vornehmen Kaufmann eintreten.

Sie fragte ihn: „Was habt Ihr mit meinem Manne zu sprechen?“

Darauf Hersch: „Es handelt sich um ein sehr

großes Geschäft, bei welchem wir sehr viel verdienen können."

Die Frau sagte jedoch: „Mein Mann ist nicht daheim und dürfte erst Ende der Woche zurückkommen, wenn Ihr aber wollt, sagt mir, um was es sich handelt, dann werde ich Euch wenigstens sagen können, ob Ihr auf meinen Mann warten sollt oder nicht, vielleicht gar werde ich ohne meinen Mann das Geschäft mit Euch abschließen."

„Mit Euch selbst," erwiderte Hersch, „werde ich das Geschäft keinesfalls abmachen. Um was es sich handelt, will ich Euch wohl erzählen, aber nur unter der Bedingung, daß es streng verschwiegen bleiben soll."

Die Frau entschuldigte sich für einen Augenblick, ging ins Speisezimmer, brachte feinen Schnaps und Backwerk und bat Hersch sich zu bedienen.

Hersch leistete der Einladung reichlich Folge, aß und trank mit vornehmen Allüren und ließ sich Schnaps und Backwerk sehr gut schmecken.

Endlich rückte er mit seinem Geheimnis heraus: „Habt Ihr schon einen Diamanten, so groß wie dieses Gläschen, gesehen?" — Dabei ergriff er das Gläschen, aus dem er den Schnaps trank — „was wäre ein solcher Diamant wert? Wohl empfahl man mir

noch einen anderen Händler — und dabei nannte er den Namen ihres größten Konkurrenten — ich wollte jedoch nur Euren Mann, den man mir als großen Fachmann und vollkommen ehrlichen Menschen rühmte, das Geheimnis vertrauen. Gewiß ist es aber vom Himmel beschieden, daß ich ihn nicht zu Hause treffe, und daß ich zu dem andern gehen soll."

Als die Frau dies hörte, glaubte sie, er habe den Diamant in der Tasche, nur fürchtete er, ihn zu zeigen, und sie sann nach, ob es nicht besser wäre, Hersch nicht aus dem Hause zu lassen, bis ihr Mann aus Kiew zurückkommen werde, er würde doch sonst das Geschäft mit ihrem Konkurrenten machen. Hersch begriff dies und gerade darum erhob er sich und machte Miene zum Gehen. Mit zitternder Stimme sprach die Frau: „Folgt meinem Rate, wartet, bis mein Mann von der Reise zurückkehrt, und ich will Euch gerne Speise und Trank und ein behagliches Zimmer geben." „Alles wäre ganz recht," entgegnete Hersch, „aber ich muß zu Eurem Konkurrenten gehen, weil mir das Geld zu Ende geht und ich noch meiner Familie einige hundert Rubel zu schicken habe."

Er sprach dies mit so ernster Miene, daß die Frau zu ihm noch größeres Vertrauen faßte. Sie bot ihm das nötige Geld an, welches Hersch sogleich seinem

Weibe übersandte. Er blieb also in dem behaglichen Zimmer, aß und trank, und seine ganze Tagesarbeit bestand darin, daß er fortwährend ans Fenster ging und sprach: „Wie hilft mir der Ewige, daß Reb Eisig schon nach Hause käme; mir fehlt es hier wohl an nichts, doch die Zeit ist zu teuer.“ Endlich half der Ewige: Am Freitag nachmittag, knapp vor Sabbateingang, kam Reb Eisig nach Hause.

Kaum daß er aus dem Wagen getreten war, eilte ihm seine Frau entgegen und erzählte ihm von dem großen Glücke, das seiner harre. Eisig aber sprach: „Bleibe nur ruhig, es wird schon alles in Ordnung kommen.“

Er lud bald darauf Hersch in das Bet-Hamidrasch zum Gottesdienst, wo er ihm einen Platz an der Ostwand zuwies. Bei Tisch lud er Hersch ein, neben sich Platz zu nehmen und gab ihm viel alten und starken Wein, so daß Hersch ganz fröhlich wurde und die Sabbathymnen nach sehr schönen Weisen sang. Dasselbe wiederholte sich am Sabbatmittag und auch bei der „dritten Mahlzeit“. Eisig und seine Frau warteten gespannt auf Ausgang des Sabbat, da man den Werktagssegen sprechen werde. Endlich kam der ersehnte Zeitpunkt, wo das Werktagsleben wieder begann und Eisig über geschäftliche Dinge sprechen durfte. Er

begann nun mit Hersch über den Diamant zu sprechen und gab dem Wunsche Ausdruck, den Edelstein sehen zu wollen.

Hersch antwortete darauf schlicht und mit frommer Miene: „Einen Diamant habe zwar ich nicht. Ich wandere jedoch durch die Dörfer und kaufe alles zusammen, und es kann mir vielleicht ein Diamant so groß wie ein Gläschen zur Hand kommen — wie werde ich dann wissen, was derselbe wert ist? Daher bitte ich Euch, Reb Eisig, mir zu sagen, wieviel ich für ihn geben soll und welche Summe ich von Euch bekommen könnte. Ihr seid doch ein rechtschaffener Jude und werdet mir doch die Wahrheit nicht vorenthalten."

Ob dieser Worte sahen sich Eisig und seine Frau scharf an, sie ließen ihre Nasen hängen und sprachen: „Daß Euch bei diesen Worten die Seele aus dem Leib gegangen wäre, heraus aus meinem Hause!"

Am folgenden Morgen war in der ganzen Stadt bekannt, wie Hersch Ostropole den Eisig Kafka und seine Frau gefoppt hatte, und sie hatten zu ihrem Verluste noch des schadenfrohen Spottes zu ertragen.

Warum Hersch auf keinem Kissen schlief.

Hersch war einmal bei einem Freunde zu Gast. Als man ihm das Schlaflager herrichtete, sagte Hersch zu der Hausfrau: „Ich bitte Euch, mir kein Kissen zu geben, denn ich tat ein Gelübde, auf keinem Kissen zu schlafen.“

Auf die Frage, wie er zu diesem seltsamen Gelübde gekommen sei, erzählte Hersch Folgendes:

„Ich stand einmal von meinem Lager auf und fühlte kein Glied; alle Glieder waren wie gelähmt. Ich suchte nach der Ursache und siehe da: auf der Bank, auf der ich schlief, war eine Gänsefeder. Da wußte ich, warum mir die Glieder so weh taten. Nun sagte ich mir: wenn mir von einer Feder die Glieder so weh tun, was wäre, wenn ich auf viele Federn gelegen hätte? Seither tat ich das Gelübde, auf keinem Kissen mehr zu schlafen.“

Wie Hersch mit einem Preistreiber abrechnete.

Hersch kam einmal auf einen Marktplatz; da stand ein Bauer mit Eiern und vielen Menschen um ihn. Der Marktpreis betrug dreißig Groschen für ein

Schock. Der Bauer gab aber vor, seine Eier seien von besserer Gattung, und darum verlange er sechzig Groschen für ein Schock. Als die Leute Hersch auf dem Markte erblickten, winkten sie ihm zu und baten ihn, dem Bauer einen Denkzettel zu geben, damit er künftighin keine übermäßigen Preise verlange. Hersch erklärte sich dazu unter der Bedingung bereit, daß sie eine Stunde später zu ihm kommen und ihm in russischer Sprache zurufen sollten: „Hersch, schnell, deine Mutter ist gestorben!“ Nun zerstreuten sich die Leute, und Hersch trat an ihre Stelle. Er bot dem Bauer dreißig Kopeken für das Schock an und steigerte jedesmal den Preis um fünf Kopeken. Als er die Leute, die ihm die Trauerbotschaft zu überbringen hatten, von der Ferne erblickte, willigte er in den Preis von sechzig Kopeken für ein Schock ein, hob seinen Rockschoß und ließ dem Bauer die Eier hineinzählen. Die Leute kamen herbeigeeilt und schrien: „Hersch, schnell, deine Mutter ist gestorben!“ Erschrocken ließ Hersch den Rockschoß fallen und lief eiligst davon. Der Bauer aber blieb vor den zerbrochenen Eiern fassungslos stehen und weinte: „O meine Dummheit, dreißig für ein Schock wollte ich nicht nehmen!“

Noch eine Abrechnung.

Ein andermal, bei ähnlichem Anlasse, ging Hersch eine Wette ein, er werde dem Bauer eine Ohrfeige geben, die dieser annehmen werde, ohne sie zu erwidern. Er ging auf den Bauer zu, machte wegen des Preises keine großen Faxen, ließ aber diesmal dem Bauer seinen Rockschoß hoch halten, und er begann die Eier hineinzuzählen. Als der Bauer den Rockschoß bereits voll hatte, versetzte er ihm eine schallende Ohrfeige und ging seines Weges. Der Bauer aber blieb verwirrt stehen und biß die Zähne zusammen.

Hersch läßt sich bestehlen.

Ein bekannter Bauer kam zu Hersch und bot ihm Honig an: zwanzig Kopeken der Liter. Um sich im Zählen der Gläser nicht zu verrechnen, schlug ihm Hersch vor, er werde für jeden Liter eine Kopeke in eine Schüssel geben; die Anzahl der Münzen werde die Anzahl der Liter ergeben. Nachdem der Bauer mehrere Liter eingeschüttet hatte, entfernte sich Hersch unter einem Vorwande für eine Weile. Der Bauer konnte

Herschs Abwesenheit nicht nutzlos vorübergehen lassen und stahl einige Kopeken. Bald kam Hersch zurück und man setzte das Zählen fort. Hersch entfernte sich nochmals, und der Bauer stahl abermals von den Münzen. Das wiederholte sich einige Male. Erst beim Zählen der Münzen wurde der Bauer gewahr, daß er sich selbst bestahl. Aber er durfte von seinem unglücklichen Irrtum keine Erwähnung tun und ging beschämt und herzbrechend davon.

Wie es bei Hersch gemalen ist.

Hersch kam einmal zu einem reichen Juden, sah sich dessen schön gemaltes Haus an und sagte: „Bei Euch ist es wirklich außerordentlich schön gemalt, doch bei mir ist es noch schöner gemalt.“ Dem Reichen verdroß es, daß ein so armer Mann das behauptete und zeigte ihm daher noch andere Wohnräume, welche von Künstlerhand gemalt waren. Doch Hersch blieb bei seiner Behauptung. Zornig fragte ihn der Reiche: „Und was ist es, was bei Euch so schön gemalt ist?“ „Wisset Ihr es nicht?“ erwiderte Hersch,

„bei mir ist es gemalt, daß ich kein Brot im Hause habe.“[1]) Der Reiche lachte und gab Hersch einen großen Almosen.

Hersch als Ratgeber.

Ein Dorfjude kam zu Hersch und beklagte sich, daß in seinem Hause so sehr die Mäuse zur Plage würden, daß sie ihm alles auffressen, und er bat Hersch um Rat, wie er diesem Übel abhelfen könne. „Ich werde dir ein bewährtes Mittel geben,“ erwiderte Hersch, „du legst vor jedem Mäuseloch ein Stückchen Apikomen, das werden die Mäuse auffressen, und nun weißt du doch, daß man nach dem Apikomen nichts mehr essen darf.“ „Und woher wissen es die Mäuse,“ fragte der schlichte Dorfmann, „daß man nach dem Apikomen nichts essen darf?“ Hersch darauf: „Sie haben meinen Schulchan-Aruch[2]) aufgefressen, da werden sie doch den Sinn von Apikomen gründlich zerkaut haben.“

---

[1]) „Gemalt“, im Jiddischen zuweilen, möglich; es kommt von Mal zu Mal vor.

[2]) Ritual-Kodex.

Große Laden — große Schulden.

Hersch kam einmal nach Berdytschew. Vor einem großen Laden blieb er stehen, öffnete die Türe, guckte hinein und ging schweigend hinaus. Das wiederholte er fast zehn Mal. Und jedesmal schüttelte er mitleidsvoll den Kopf. Der Geschäftsinhaber und seine Diener wähnten vorerst, daß der Mann verrückt sei. Schließlich fragten sie ihn: „Vetter, wollt Ihr vielleicht was kaufen? Wir geben unsere Ware zu ganz billigen Preisen ab.“ Hersch darauf: „Kaufen will ich nicht, nur staune ich — ein so großer Laden und unbeschrien so viel Ware.“

„Ah,“ erwiderte der Inhaber, „Ihr seid gewiß von einem kleinen Städtchen, wo nur kleine Läden sind. In größeren Städten sind noch größere Geschäfte als das meinige.“

„Das ist ganz richtig,“ erwiderte Hersch, „ich bin wirklich aus einem kleinen Städtchen und habe ein kleines Lädchen, das kaum fünfzig Rubel wert ist, schuldig bin ich aber darauf vielleicht hundert Rubel. Nun frage ich mich, wieviel könnt Ihr schuldig sein auf einen so großen Laden?“

Die Welt-Sprache.

Hersch wollte einmal eine Wette eingehen, er kenne eine Sprache, die bei allen Völkern der Welt Umgang habe. Die Leute gaben ihm einige Groschen und baten ihn, in dieser Sprache einige Worte zu sprechen.

Darauf stellte sich Hersch eine gute Weile stumm und fragte nachher: „Und nun sagt ihr selbst, hat diese Sprache in der ganzen Welt keinen Umgang?"

Herschs Segen.

An einem kalten Wintertag bei klirrendem Frost kam Hersch ganz ermüdet in das Bet-Hamidrasch, worauf ihm einer der Jünger mit einem Tee bewirtete. Er segnete ihn: „Gott möge dir eine Braut mit drei Vorzügen bescheren: sie soll schön, reich und verrückt sein." Erstaunt fragte ihn der Jünger: „Und warum soll sie verrückt sein?" Hersch erwiderte: „Tepp, wenn sie schön und reich ist, muß sie doch vorerst verrückt sein, dich zu nehmen!"

Herschs Traum.

In Ostropole war eine reiche Witwe mit Namen Sosche, die sehr wohlgenährt war, aber keinem Juden einen Groschen oder auch nur einen Schluck Wasser gab.

Eines Tages kam Hersch tiefatmend zu ihr und sprach: „Ich habe Euch Neues zu erzählen, aber ich bitte Euch, sich nicht zu erschrecken.“

Die Frau lud ihn ein, Platz zu nehmen, bewirtete ihn mit Essen und bat ihn, ihr die Neuigkeit zu erzählen.

Hersch: „Mir träumte vergangene Nacht, daß ich und Ihr gestorben seid, und man hat uns beide in eine Gruft gelegt, und Ihr wißt doch gut, daß ein Traum ein sechzigstel Wahrheit enthält.[1]) Nun, was mich betrifft, ich bin ein armer Mann und gleiche ohnehin einem Toten,[2]) so macht es nichts aus, wenn ich früher gestorben bin. Ihr hingegen, wirklich ein gesundes, reiches Weib, glaubt mir, wie ich Euch im Grab liegen sah, erfaßte mich ein Schauer, den ich lieber nicht schildern will.“

Die Erinnerung an den Tod erschütterte die Frau,

---

[1]) Nach einer Aussprache im Talmud.
[2]) Nach einer Aussprache im Talmud.

und in ihrem Angstgefühl bat sie Hersch, vom Traume weiter zu erzählen.

Hersch: „Gebt mir erst drei Rubel, dann werde ich Euch weiter erzählen, sonst müßte ich fortgehen, weil ich doch nichts auf Sabbat habe.“

Der Witwe blieb nichts anderes übrig, als ihm die drei Rubel zu geben.

„Nun,“ sagte Hersch, „bin ich verpflichtet, Euch alles zu erzählen. Als wir im Grabe lagen, sammelten sich die Würmer und andre Insekten um unsere Leiber. Zuerst versuchten sie an meinem Körper zu nagen und ihren Hunger zu stillen. Doch sie sahen gleich, daß sie sich da verirrt haben, weil ich doch abgemagert und dürr bin. Sie ließen daher von mir und rückten um so gieriger an Euch heran. Eben wollte ich sehen, wie sie Euren Körper herrichten werden, da erwachte ich ...“

Wie Hersch Minjen zusammenrief.

Hersch war einmal auf dem Jahrmarkt in Berdytschew, um sein bewährtes Pulver gegen Flöhe feilzubieten. Gerade an diesem Tage hatte er Jahrzeit

nach seinem Vater, und als der Tag sich neigte und die Dämmerung eingetreten war, wollte Hersch Mincha beten und Kadisch sagen, konnte aber kein Minjen zusammenbringen, weil jeder in seinem Geschäft zu tun hatte.

Was tat Hersch? Er ging in ein Haus, öffnete die Fenster und schrie: „Gewalt! Gewalt!“ Da kamen viele Leute gelaufen, die geglaubt hatten, daß irgendein Unglück geschehen sei. Als bereits zehn Männer beisammen waren, stellte sich Hersch in ihre Mitte und sprach: „Jisgadel w'jiskadosch schme rabbo!“

Der gute und der böse Trieb.

An einem Donnerstag, an welchem Hersch kein Geld für die Sabbatvorbereitung hatte, kam er zu Rabbi Baruch und erzählte ihm folgende Geschichte:

„Hört, Rabbi! Vor zwei Wochen hatte ich kein Geld, um den Sabbat vorbereiten zu können. Ich ging verstört umher und sann nach, wo ich das nötige Geld hernehmen sollte. Da begegnete mir der ‚böse Trieb‘, ‚Jezer Hora‘, und er sprach zu mir: ‚Hersch, weshalb

bist du so in Gedanken versunken?‘ Ich erwiderte: ‚Ich spekuliere, wo ich das nötige Geld für den Sabbat hernehmen soll.‘ Darauf sprach der Jezer Hora, einen verachtenden Blick auf mich werfend: ‚Du Tor, daraus machst du dir Sorgen? Wenn du kein Geld für den Sabbat hast, so geh’ zum Rabbi, er ist reich genug, nimm einen Silberlöffel und verkaufe ihn, so wirst du einen vergnügten Sabbat haben.‘ Ich befolgte seinen Rat und hatte tatsächlich einen sehr guten Sabbat. Vorige Woche hatte ich wieder kein Geld, und ich machte mich daran, nochmals in die Küche zum Rabbi zu gehen, um einen Löffel zu nehmen. Auf dem Wege begegnete mir der ‚gute Trieb‘, ‚Jezer Tob‘, und fragte mich: ‚Wohin gehst du, Hersch?‘ Darauf erzählte ich ihm das Ziel meines Weges. ‚Ein Dieb willst du sein?‘ sprach der Jezer Tob zu mir, ‚es steht doch in der Thora: ‚Du sollst nicht stehlen!‘ ‚Was soll ich tun?‘ wendete ich ein, ‚wenn ich kein Geld für den Sabbat habe, bleibt mir doch nichts anderes übrig?‘ Darauf entgegnete der Jezer Tob: ‚Folge meinem Rat, stehle nicht, und Gott wird dir helfen, du wirst den Sabbat, ohne zum Diebe zu werden, durchhalten.‘ Ich folgte seinem Rate und habe den Sabbat wirklich durchgehalten, nur hatte ich nichts zu essen. Heute habe ich wieder kein Geld

für den Sabbat und wandle so in Gedanken versunken, wessen Rat ich befolgen solle: ob jenen des Jezer Hora oder den des Jezer Tob. Ich entschloß mich, dem Rate des Jezer Hora zu folgen. Schon war ich auf dem Weg zum Rabbi, um noch einen Löffel zu stehlen, als mich wieder der Jezer Tob anpackte: ‚Nicht wahr, Hersch, du hast den vergangenen Sabbat auch ohne Diebstahl überlebt?' ‚Ja,' erwiderte ich, ‚aber wie hat dieser Sabbat ausgesehen? Ich habe mit Weib und Kindern gehungert. Heute werde ich den Rat des Jezer Hora befolgen.' Darauf ergriff er mich bei der Hand und fuhr mich an: ‚Ich sage dir, es ist verboten zu stehlen!' Ich wendete ein: ‚Wenn du so fromm und redlich bist, dann bemühe dich zum Rabbi und rede ihm zu, daß er mir das Geld für Sabbat geben soll.' Der Jezer Tob erwiderte: ‚Glaub mir, Hersch, ich möchte gern deine Bitte erfüllen, doch schwöre ich dir, daß ich noch nie die Schwelle des Rabbi betreten habe.'"

Hersch Pessach-Gäste.

An einem Erew-Pessach kam Hersch zu Rabbi Baruch und klagte, er habe kein Gebetbuch, um daraus die Geschichte des Auszuges der Juden aus Ägypten, Hagada, zu lesen, worauf ihm der Rabbi sein Gebetbuch gab. Am zweiten Tag kam er wieder mit derselben Klage. Der Rabbi fragte: „Ich habe dir doch erst gestern mein Gebetbuch gegeben, warum sagst du nun, du hast nichts, woraus die Hagada zu lesen ist?“ Hersch erwiderte: „Versteht Ihr, Rabbi, der Sachverhalt ist folgender: ‚Als ich gestern nachts die Hagada las und vor mir die großen Weisen Rabbi Elieser, Rabbi Akiba und Rabbi Tarfan erblickte, nahm ich sie sehr schön auf, und wir tranken Wein, bis der Morgen anbrach. Als der Wein zur Neige ging, lud ich die vornehme Gesellschaft ins Schankhaus, wo wir dem Freiheitsfest angemessen Wein tranken. Nun, ich, der das Trinken gewöhnt ist, kam heil davon und konnte mich nach Hause begeben. Meine Begleiter hingegen scheinen keine Trinker zu sein, denn sie wurden vom Weine berauscht und blieben im Schankhause, wo sie sich jetzt noch befinden.‘“

Rabbi Baruch begriff, daß Hersch das Gebetbuch verpfändet hatte, er ließ es daher auslösen und gab es ihm wieder.

Hersch mit der zerkratzten Nase.

Hersch kam einmal auf die Gasse mit einer zerkratzten Nase. Er schämte sich zu gestehen; daß dies von seinem Weibe herrührte und er gab auf viele Fragen zur Antwort: „Ich habe mich selbst in die Nase gebissen.“ Man wendete ein: „Das ist doch unmöglich? Du kannst sie ja mit dem Mund gar nicht erreichen?“ Hersch erwiderte: „Hat denn meine zweite Hälfte keine Zähne?“

Hersch und der Edelmann.

Als Hersch seinen Schächterposten in Ostropole noch inne hatte, pflegte er oftmals in die naheliegenden Dörfer zu gehen, um ein Kalb für den Sabbat zu kaufen. Einmal, es war an einem Donnerstag, führte er ein Kalb, welches für den Sabbat bestimmt war, nach Hause. Ein Edelmann, der soeben von einem lustigen Ball heimreiste, ließ, als er Hersch ansichtig wurde, seine Karosse halten, um sich wie gewöhnlich an dem Judlein zu belustigen. Selbstverständlich wußte er nicht, wem er vor sich habe; er hätte es sich

vielleicht überlegt, mit Hersch von Ostropole anzufangen. Er fragte Hersch: „Judlein, was führst du hier?“ „Hochgeborner Herr,“ erwiderte Hersch, sich tief verneigend, „ich führe ein Kalb, ich will solches schächten, um vielleicht einige Rubel zu verdienen.“ Darauf wurde der trunkene hochgeborne Herr zornig und fuhr Hersch an: „Jüdischer Betrüger, Schwindler, ist das ein Kalb? Das ist doch ein Hund?“ Hersch verneigte sich abermals und erwiderte ruhig: „Verzeiht, hochgeborener Herr, das ist kein Hund, es ist ein Kalb!“ Der Graf rief mit noch wütenderer Stimme: „Du verfluchtes Judlein, wie unterstehst du dich, mich zum Lügner zu machen?“ Zu seinen beiden Lakaien schrie er: „Walek, Janek, beginnt die Arbeit!“ Nun waren die beiden Lakaien genügend unterrichtet, was sie, besonders beim Anblick eines Juden, unter „Arbeit“ zu verstehen hätten. Sie sprangen von der Karosse, warfen sich wie Wölfe auf Hersch und zerrten ihn auf den Boden. Schließlich kommandierte der Graf: „Walek auf den Hals, Janek auf die Füße!“ Er selbst nahm eine Hundepeitsche und ließ sie auf den wehrlosen Hersch niedersausen. Und bei jedem Hieb wiederholte er: „Ist das ein Kalb? Das ist doch ein Hund!“ Hersch wurde vom Blute überströmt und er konnte kein Wort mehr sprechen, er mochte sonst

den Grafen durch einen Witz zur Gnade umstimmen. Nun ließ der hochgeborene Herr Hersch den Kaftan entkleiden und dem Kalbe anziehen, Bart und Locken abschneiden und dem Kalbe, welches er nun „Moschko" benannte, an die Ohren hängen. Selbst ein Spodek wurde am Kopfe des Kalbes angebunden. Während der Mensch-Moschko, unser Hersch, in einer Blutlache liegen blieb, hoben die Lakaien das Kalb-Moschko in die Karosse, und nun fuhr der Graf im schnellsten Tempo belustigt nach Hause. Er veranstaltete einen Ball, zu dem er viele seiner Freunde lud, damit sich dieselben an dem Kalbe ergötzen könnten. Natürlich wurden bei dieser Gelegenheit gegen alle Moschkos Beschimpfungen ausgestoßen.

Hersch lag mehrere Stunden bewußtlos, bis ihn einige durchreisende Juden zum Bewußtsein brachten. Er erzählte ihnen, von welchem Unglück er soeben heimgesucht wurde, versprach ihnen jedoch, mit dem Grafen gründlich abzurechnen, sie könnten sich schon auf ihn verlassen.

Eines Tages erschien im gräflichen Palast ein vornehmer Mann. Er gab sich als Holzhändler aus und ersuchte um eine Unterredung mit dem Grafen. Diesem gegenüber erklärte er, das ganze für die laufenden zehn Jahre zur Abstockung bestimmte Holz der

gräflichen Wälder kaufen zu wollen und bot dem Grafen einen sehr verlockenden Preis. Es wurde ein Tag bestimmt, an welchem der Holzhändler mit seinem Kumpan erscheinen sollte, um das Gehölz gründlich zu besichtigen und das Geschäft abzuschließen. Da es sich um ein bedeutendes Geschäft handelte, erklärte sich der Graf bereit, selbst mit ihnen in den Wald zu gehen.

Am festgesetzten Tage erschien Hersch von Ostropole, dies ist der Name des Holzhändlers, in Begleitung seines Freundes Chajkl beim Grafen. Dieser lud die beiden Käufer in die Karosse und fuhr mit ihnen in den naheliegenden Wald. Als sie tief im Walde waren, warf sich Hersch auf den Grafen, zog ihm die Kleider aus und zählte ihm Hieb auf Hieb in einer Weise, wie es der Graf ihm getan hatte. Jeder Hieb war von dem Vers begleitet: „Hochgeborener Herr, das ist kein Hund, das ist doch ein Kalb.“ Als er seine Arbeit gründlich vollendet hatte, verließ er und sein Kumpan auf einem anderen Weg den Wald, und sie begaben sich mit beschleunigtem Tempo nach Hause.

Indessen warteten Walek und Janek an der Straße auf ihren Herrn. Als es spät wurde, und der Graf nicht zurück kam, begab sich der eine in den Wald, um nach seinem Herrn zu suchen. Er rief laut nach

ihm, aber er hörte nur den Widerhall seiner eigenen Stimme. Er begriff, daß das keine einfache Sache sei, kehrte um, und die beiden Lakaien reisten eiligst nach Hause, wo sie dem Verwalter den Sachverhalt meldeten. Im gräflichen Hofe entstand ein Tumult. Es wurden gleich alle Lakaien mobil gemacht und mit Fackeln in den Wald gesandt. Sie mußten lange suchen, bis sie ihren Herrn hinter einem Baume nackt und bewußtlos gefunden hatten. Sie brachten ihn nach Hause, doch er konnte vor Angst nichts erzählen, was geschehen war. Er wurde ernstlich krank und lief den ganzen Tag schreiend umher: „So ein verfluchter Jud!“ Die bedeutendsten Ärzte, welche zu ihm berufen wurden, fanden kein Heilmittel für ihn; sie erklärten, es sei ein schweres, unheilbares Nervenleiden.

Es vergingen einige Monate, der Zustand des Grafen hatte sich indes ein wenig gebessert, da fuhr durch das Dorf ein vornehmer Mann, der vorgab, ein großer Professor aus Wien zu sein und zu einem schwer erkrankten Fürsten zu fahren. Der Wirt, bei dem der Professor einkehrte, lief gleich ins gräfliche Schloß und meldete, daß ein berühmter Wiener Professor im Orte sich befände. Die Gräfin ließ durch ihren Verwalter den Professor zu sich laden; auf die

Höhe des Honorars käme es ihr nicht an. Doch der Professor weigerte sich und sagte, er wolle hier ruhen, da er noch sehr weit zu reisen habe und könne daher keine Ordination vornehmen. Es erschien nun die Gräfin und flehte weinend, er möge sich ihrer erbarmen und zu ihrem Manne kommen. Der Bitte einer Frau konnte der Professor nicht widerstehen, und er ging zu dem Grafen. Als er dessen ansichtig wurde, wendete er sich zur Gräfin mit der Bitte, man möge ihn und seinen Gehilfen allein im Krankenzimmer lassen, damit er den Kranken ruhig untersuchen könne; wenn sie aber Schmerzensschrei des Kranken vernehmen würden, so solle sie das nicht erschrecken. Als der Professor und sein Gehilfe mit dem Grafen allein waren, begrüßte ihn der Professor mit einem Schlag ins Gesicht, wobei er sprach: „Euer Hochwohlgeboren, das ist kein Hund, es ist ein Kalb!“ Er gab ihm Prügel auf Prügel und wiederholte jedesmal seinen Vers. Der Graf schrie aus Leibeskräften: „Du verfluchter Jud,“ aber seine Leute kamen nicht hinein, weil sie doch dieses Schreien gewöhnt waren. Schließlich stellte ihm der Professor Gläser am ganzen Rücken, gab ihm ein Schlafgetränk und verließ mit seinem Gehilfen das Krankenzimmer. Mit tränenvollen Augen wartete die Gräfin, um aus dem Munde

des Professors ein Wort über den Zustand des Grafen zu hören. Er tröstete sie, daß der Zustand des Kranken nicht hoffnungslos sei; man solle ihn bis morgen früh nicht aus dem Schlafe wecken, damit die Arzneien ihre Wirkung nicht verfehlen. Erst am folgenden Morgen begriffen die Leute, wer denn der Professor gewesen war. — — — —

Ein guter Rat.

Eines Tages, da der Rabbi sich für eine Weile entfernte, setzte sich Hersch an dessen Platz und spielte die Rolle des Rabbi.

Indessen kam eine Frau und bat um Rat, sie habe eine Tochter zu Hause, dreißig Jahre alt, häßlich und überdies auch noch dumm, so daß keine Aussicht sei, daß sie jemand nehmen werde.

Hersch machte eine ernste Miene und sagte: „Wenn du morgen früh aufstehst, so sollst du das unreine Wasser nicht wie gewöhnlich in die Grube schütten, sondern lasse es durch deine Tochter auf die Reichsstraße vor das Stadtrathaus ausschütten, dann wird man sie noch an diesem Tage nehmen.“

Die Frau befolgte diesen Rat.

Kaum aber hatte ihre Tochter das Wasser ausgeschüttet, als sie ein Scherge festnahm, und sie wurde anstatt unter die Haube in Haft gebracht.

Die Frau lief zum Rabbi, der selbstverständlich von der ganzen Sache nichts wußte, und erzählte ihm ganz verzweifelt, daß man ihre Tochter, weil sie, wie es der Rabbi anordnete, das Wasser ausschüttete in Haft nahm.

Der Rabbi begriff, daß Hersch die Hand im Spiele habe, er wurde freudig gestimmt, und aus der Freude floß der Segen, daß man die Tochter der verzweifelten Frau wirklich nehmen soll. Der Rabbi selbst trug dafür Sorge, gab eine entsprechende Mitgift, und nach einigen Wochen wurde sie zum Weibe genommen.

Herschs Angst.

Hersch kam einmal zu Rabbi Baruch und jammerte, sein Weib sei erkrankt, sie habe Durchfall und alle ärztliche Mühe sei vergebens.

Rabbi Baruch tröstete ihn und versprach Hersch, für die Genesung seiner Frau Psalmen zu sagen.

Die Frau wurde gesund.

Es verging einige Zeit, da kam Hersch wieder zu Rabbi Baruch, sein Weib sei im Sterben, sie leide an Verstopfung, und der Arzt vermochte ihr nicht zu helfen.

„Beruhige dich," redete ihm der Rabbi zu, „ich werde Psalmen sagen."

„Nein, Rabbi, ist doch von Eurem Psalmensagen die Verstopfung gekommen?"

Hersch, der Stotterer.

Hersch kam einmal nach Balta auf den Jahrmarkt. Ein bekannter Händler trat an ihn heran und versprach ihm 25 Silberscheine, wenn er einen Händler aus Stambul, der große Massen von verschiedenen Galanteriewaren auf den Markt brachte und ihn dadurch Konkurrenz biete, einen Denkzettel zu geben imstande sei. „Ich werde schon alles recht machen," versicherte ihn Hersch, „nur müßt Ihr mir 100 Silberscheine in die Hand geben und auch vornehme Gewänder leihen, damit ich wie ein reicher Kaufmann aussehe."

Der Händler gab ihm die beanspruchten 100 Silberscheine, lieh ihm auch elegante Kleider und Stiefel, und Hersch ging daran, seine Aufgabe zu erfüllen.

Er entdeckte bald, wo der Konkurrent des Auftraggebers seine Ware feilbot und erfuhr auch, daß derselbe im Reden sehr stottere.

Hersch betrat seine Hütte, ging auf einen der Diener zu und fragte stotternd: „Wwwwwer iiiist dddder IIIInhaaaabber?" Darauf zeigte ihm der Diener seinen Herrn. Dieser reichte ihm die Hand zum Gruße und lud ihn zum Sitzen ein.

„Iiiihr haaabt," fragte Hersch, „Kaaareelleen zzzu vvveerkkkaufen?"

„Iiich haab KKKaarellen uuund nnoch aaandere WWWWaaaren zzzu vvvverkkkaufen," gab der Händler zur Antwort.

Hersch sah sich den ganzen Tag alle Waren an. Er fand, daß von einer Gattung ein sehr kleiner Vorrat war. Diesen kaufte er gleich und bezahlte sechzig Rubel. In derselben stotternden Weise sagte Hersch, er wolle die übrige Ware ganz abkaufen, damit der Inhaber keine Konkurrenz zu fürchten habe.

Der Händler freute sich auf die Aussicht, die ganze Ware auf einmal an den Mann zu bringen und versprach, Hersch billig und redlich zu bedienen.

Die Verhandlungen dauerten beinahe zwei Tage, da es doch den beiden sehr schwer ankam, sich zu verständigen. Inzwischen aber wurde keinem andern die Ware feilgeboten.

Schließlich kamen sie im Preise überein; Hersch hatte den Kaufpreis im baren Gelde zu bezahlen. Er besitze Geld im Überfluß und habe keinen Kredit nötig.

Nun begann man mit dem Messen und Zählen. Das nahm wieder zwei Tage in Anspruch. Am fünften Tage wurde an der Zusammenstellung der Rechnung gearbeitet. Sie ergab, daß Hersch einige tausend Rubel zu bezahlen habe. Hersch sagte, er komme morgen die Waren verladen und werde früher das Geld erlegen. Indessen lud ihn der Händler in eine Restauration, wo sich die beiden bei guten Speisen und Trank vorzüglich unterhielten.

Der Jahrmarkt ging inzwischen zur Neige, die Kauflust war verflogen, nachdem die fremden Händler ihren Warenbedarf bereits gedeckt hatten und zum großen Teil abreisten.

So etwa um 10 Uhr Vormittag erschien Hersch im Geschäfte und ordnete an, daß man die Ware in die Kisten packen solle; seine Wagen werden bald an der Stelle sein. Selbst der Händler traf bereits die Vor-

bereitungen zur Abreise in die ferne Heimat. Nun trat er an Hersch heran und sagte: „Iiich bbbbitte, mmir ddaas GGGeld zzzu ggggebben.“

Hersch erwiderte: „GGGGeeld hhahahabe iich nininicht hihihier, dddie WWWWaare sssooll mmmit NNNNachnnnananahme ggehen.“

Zu spät sah der Händler ein, daß er einem aufgesessen sei. Die Ware aber mußte er um Spottpreise verkaufen.

Warum Hersch Witze machte.

Hersch war einmal in Gesellschaft vornehmer Kaufleute und trug ihnen seine Witze vor.

Da fragte ihn einer der Kaufleute: „Sagt mir, Reb Hersch, warum verbringt Ihr die Zeit mit Witze machen?“

„O,“ erwiderte Hersch, „mich haben drei Dinge dazu gebracht: Weib, Kinder und Brot —“

Den Kaufleuten gefiel der schlagfertige Witz sehr und sie beschenkten ihn mit einer ansehnlichen Summe.

Hersch in seinem Pelz.

In einem trunkenen Zustande glitt Hersch, das Haus des Rabbi verlassend, auf der oberen Treppe aus und fiel die Stiege hinunter. Man hörte den schweren Fall und kam nachzusehen, was geschehen sei.

Hersch war indessen aufgestanden. „Hersch, was ist dir passiert?“ wurde er befragt.

„Nichts,“ erwiderte Hersch, „nur mein Pelz ist die Stiege heruntergefallen.“ „Das Auffallen des Pelzes kann doch unmöglich so viel Lärm gemacht haben,“ wendete man ein.

„Das starke Geräusch,“ erwiderte Hersch, „kam daher, weil ich in dem Pelze drin steckte!“

Herschs „Thoraerklärungen“.

Hersch war einmal in Kiew über Sabbat. Ein vornehmer und reicher Mann, der aber ein großer Knicker war, lud Hersch, den er als einen „schönen Juden“ hielt, als Gast zu sich.

Auf den Tisch stellte man einen großen Teller

Fische. Vor dem Hausherrn lagen große Stücke Fische, vor Hersch hingegen Fischschweife.

Hersch lehnte sich behaglich auf den Stuhl, stellte sich so, als wäre er in Gedanken versunken und rührte die Fische nicht an. Der Hausherr fragte ihn: „Vetter, warum eßt Ihr nicht, an was denkt Ihr?“ Hersch erwiderte: „Ich denke, wie die Welt sich dreht und rund ist wie ein Teller“, — wobei er flink den Teller so umdrehte, daß die großen Stücke Fische vor ihm waren. „So dreht sich die Welt,“ sprach er lächelnd, und aß gemütlich die Fische des Hausherrn.

Dann brachte man die Suppe. Der Hausherr erhielt eine fette, während Herschs Suppe wie Wasser war.

„Bei uns ist es Brauch,“ sagte Hersch, „bevor man die Suppe ißt, Thora zu sagen: wollt Ihr sie hören? Ich werde Euch Erklärung geben, wie die Juden über das Meer zogen.“

Es war gerade der „Gesang-Sabbat“, da man aus der Thora den Übergang der Juden übers Schilfmeer vorlas, und da kam es dem Hausherrn ganz erwünscht, über das wunderbare Überschreiten Erklärungen zu hören.

Hersch hob seine Untermütze, Jarmelka, vom Kopfe und schlug sie über den Teller: „Seht Ihr,“ sprach er, „so schlug Moses seinen Stab in das Meer.“

Dem Hausherrn war nun der Appetit vergangen, die Suppe, in die der Gast seine Untermütze tauchte, zu essen, er verzichtete auf dessen weitere Thoraerklärung und beehrte ihn mit der eigenen Suppe.

Hersch feiert Geburtstag.

Hersch erfuhr, daß in einem Dorfe bei Ostropole ein Orender die Durchreisenden schlecht behandelte und ihnen übermäßige Preise für das Essen berechnete. Hersch nahm sich vor, dem Orender eine Lehre zu geben, damit er künftighin wisse, seine Gäste besser zu behandeln. Er lieh sich vornehme Gewänder, kam zum Orender, gab sich ihm als ein bekannter reicher Holzhändler aus und gab vor, er hätte im Dorfe wichtige Geschäfte zu erledigen. Er war dort mehrere Tage, aß und trank und unternahm täglich mehrere Spaziergänge.

Eines Tages machte Hersch eine außerordentlich besorgte, traurige Miene. Auf die Frage des Orenders, worüber er so traurig sei und was ihm fehle, erwiderte Hersch:

„Wisset, morgen ist mein Geburtstag, und es ist seit jeher meine Gepflogenheit, an diesem Tage ein großes Mahl für die Armen zu geben und unter ihnen milde Gaben zu verteilen. Doch hier in der Fremde vermag ich das nicht auszuführen, und darum bin ich traurig."

Der Orender wähnte, daß er hier ein gutes Geschäft machen würde, und er erwiderte:

„Deshalb ist kein Grund, besorgt zu sein; ich werde das Mahl besorgen."

Er hielt Wort und richtete ein großes Mahl vor. Hersch trat wieder und wieder an ihn heran und sagte:

„Spart nur kein Geld und lasset an nichts fehlen!" Hersch ließ gleich unter den Armen der Umgebung die Kunde verbreiten, daß im Hause des Orenders eine große Mahlzeit für Arme gegeben würde; außerdem erhalte jeder Gast einen Silberschein. Die Kunde machte rasch die Runde. Es waren sehr viele Arme erschienen. Sie wurden großartig bewirtet. Hersch veranlaßte den Wirt, jedem der Armen einen Silberschein auszuzahlen; er werde schon morgen vor der Abreise alles begleichen.

Als der Orender am folgenden Morgen Hersch die Rechnung vorlegen wollte, hatte dieser längst Reiß-

aus genommen. In seinem Zimmer ließ er einen Zettel mit folgenden Worten zurück: „Hier `hat Hersch von Ostropole gewohnt."

Nun wußte der Orender, welchen noblen Gast er bei sich hatte.

Hersch benscht „Gomel".

Hersch kam einmal in das Bet-Hamidrasch und gab vor, er wolle den Dankessegen für eine wunderbare Errettung sprechen, „Gomel benschen".

„Was ist dir geschehen?" fragte man ihn von allen Seiten. Hersch erwiderte: „Ich ging heute über die Brücke. Da hörte ich unten am Flusse ein starkes Schlagen und Klopfen. Ich schaute hinunter, woher das komme und sah, wie eine Bäuerin mit einem großen Knüppel ein Hemd walkte. Nun sagt selber: Ist es kein Glück, daß ich es nicht an hatte? Sie hätte mich doch totgeschlagen, oder mindestens zum Krüppel gemacht. Deshalb will ich Gomel benschen."

Hersch betrügt seinen Vater.

Als Knabe saß Hersch bei Tisch mit seinem Vater. Man brachte Gänsefleisch nebst Gänsefüßen. Der Vater sah einen Augenblick vom Tisch weg, da hatte Hersch ein Füßchen gegessen. Als der Vater zurückschaute und nur ein Füßchen sah, fragte er Hersch: „Warum hast du ein Füßchen gegessen?" Hersch erwiderte: „Nein, Vater, ich habe das Füßchen nicht gegessen, wahrscheinlich hatte die Gans nur einen Fuß."

„Gibt's denn," fragte der Vater, „eine Gans, die nur einen Fuß hätte?"

Darauf Hersch: „O ja. Komm zum Wasser, da werde ich dir viele Gänse zeigen, die nur einen Fuß haben."

Nach dem Essen ging der Vater mit ihm zum Teich, und Hersch zeigte ihm viele Gänse, die auf dem Eis nur mit einem Fuße standen. „Nun siehst du, Vater," sagte Hersch, „da hast du Gänse mit einem Fuß."

„Warte," entgegnete der Vater, „du wirst gleich sehen, daß du dich im Irrtum befindest." Er machte mit der Hand eine Bewegung, worauf die Gänse auch ihren zweiten Fuß herunterstellten. Hersch: „Da hast du aber erst die Hand heben müssen; hättest du bei

Tisch deine Hand gehoben, hätte die Gans auch zwei Füßchen."

Herschs Fragen.

Hersch hatte die Aufgabe, jeden Tag den Rabbi zu fragen, welches Mittagmahl man kochen soll.

Einmal kam Hersch mit der Frage: „Rabbi, was soll man heute kochen?"

An diesem Tage war der Rabbi sehr traurig gestimmt. Er antwortete gedankenlos: „Meinetwegen soll man Späne kochen!"

Hersch: „Und was soll für die Chassidim gekocht werden?"

Hersch schilt den Rabbi.

In seiner Trunkenheit lag Hersch auf der Schwelle vor dem Hause des Rabbi; er schalt und fluchte unendlich. Die Chassidim fragten ihn: „Hersch, wem beschimpfst du so sehr?"

Hersch erwiderte: „Ich schelte den Hausherrn, weil

er die Schwelle draußen stellte, damit, wenn ich betrunken sei, mich jeder sehe. Wenn er die Schwelle von innen gestellt hätte, so hätte mich doch niemand in meiner Trunkenheit sehen können."

Hersch und sein Gläubiger.

Hersch war einem Bauern Geld schuldig, welches er selbstverständlich nicht bezahlen konnte. Jedesmal, wenn der Bauer ihn um das Geld mahnte, antwortete Hersch: „Gerade weil du mich mahnst, will ich dir nicht bezahlen." Es verstrich eine Zeit, der Bauer mahnte nicht. Selbstverständlich zahlte Hersch jetzt erst recht nicht. Dem Bauern wurde die Sache zu bunt, und er kam eines Tages zu Hersch und sagte, es bleibe ihm nichts übrig, als gegen ihn Klage zu führen. Darauf versprach ihm Hersch, nach vier Wochen die Schuld zu bezahlen. Diesmal wollte der Bauer sich mit dem Versprechen nicht begnügen und forderte Hersch auf, mit ihm zum Richter zu gehen; diesem gegenüber solle er erklären, an welchem Tage er die Schuld bezahlen werde.

„Ich bitte dich, Freund Konstantin, lasse mich jetzt in Ruh," sprach Hersch, „draußen ist eine grimmige Kälte, ginge ich jetzt, ich stellte mein Leben aufs Spiel. Du spürst wohl nichts, weil du über deine dicke Bauernkleidung noch einen Schafpelz hast." Darauf bot der Bauer Hersch seinen Pelz an; so gern wollte er ihn vor den Richter bringen. Hersch zog den Pelz an und ging mit ihm zu Gericht.

Hier brachte der Bauer die Klage über den säumigen Zahler vor. Hersch wendete ein: „Der Klageführer ist verrückt. Ich bin ihm keinen Groschen schuldig. Seit einiger Zeit bildet er sich ein, alles gehöre ihm. Und er kennt darin gar keine Grenzen. Fragt ihn Herr Richter beispielsweise, ob nicht der Pelz, den ich anhabe, ihm gehört, er bringt auch das fertig und sagt, es ist sein Pelz."

„Gewiß ist es mein Pelz," schrie der Bauer, „erst vor einer Weile lieh er ihn von mir."

Nun war der Bürgerrichter von der Verrücktheit des Bauern überzeugt, wies die Klage ab und sprach gleichzeitig Hersch den Pelz zu.

Hersch als Ratgeber.

Drei Männer luden einmal Hersch in eine Weinstube. Ein jeder von ihnen klagte ihm sein Leid, und sie baten jeder um seinen Rat. Der eine klagte, er habe im Laden große Losung, sein Lebensbedarf sei mäßig und trotzdem verarme er von Tag zu Tag. Hersch gab ihm den Rat, er solle einige Nächte draußen vor dem Laden schlafen. Der zweite erhob Klage, er habe keinen Appetit und werde darum Tag für Tag magerer, und der Arzt sagte, er werde bald ganz dem Siechtum verfallen. Diesem riet Hersch, jeden Tag in den Wald zu gehen. Der dritte jammerte, er habe ein böses Weib, die ihn stets verfluche und beleidige. Ihm empfahl Hersch, in die Mühle zu gehen. Die drei Männer konnten die Worte Herschs nicht begreifen, verabredeten dennoch, seinen Rat zu befolgen. Der Händler schlief neben dem Laden und sah, wie seine Diener nachts mit Nachschlüsseln kamen, den Laden öffneten und wertvolle Sachen stahlen. Er entließ sie und seither besserte sich seine Lage. Der zweite ging in den Wald und sah, wie ein Bauer schwer daran arbeitete, gefällte Bäume auf den Wagen zu bringen. Er half ihm, und als er ermüdet heim kam, aß er mit großem Appetit. Nun verstand

er, wenn man fest arbeitet, dann ißt man mit Appetit. Der dritte ging in die Mühle. Er beobachtete, als ein Bauer einen Wagen Mehl schwer belud, so daß das Pferd den Wagen nicht ziehen konnte. Als er aber einige Male die Peitsche schwang, setzte das Pferd den Wagen in Bewegung. Nun verstand er, daß Herschs Rat dahin ging, seine Frau, wenn sie ihn fluche und schimpfe, zu prügeln, so werde sie künftighin folgsam werden. Schon der erste Versuch brachte Erfolg.

Hersch pflegt zu tun, wie es sein Vater getan hat.

Auf seinen Wanderungen kam Hersch am späten Abend hungrig zu einem Dorfjuden. Er bat um etwas Essen, doch die Frau sagte, sie habe nichts. Hersch sprach darauf: „Nun, da Ihr mir nichts zu essen geben wollet, werde ich das tun müssen, was mein Vater getan hat.“ Er ging da im Zimmer auf und ab, schüttelte den Kopf und sprach zu sich: „Es bleibt mir doch nichts anderes übrig, ich werde ebenso tun wie mein Vater.“

Erschrocken fragte die Frau: „Und was hat Euer Vater getan?" Hersch antwortete: „Es ist genug, daß ich das weiß, was habe ich davon, wenn es auch Ihr wissen würdet?"

In ihrer Angst „erinnerte" sich die Frau, daß sie doch im Hause etwas Eßbares habe. Sie bereitete den Tisch und lud Hersch zum Nachtmahle ein.

Nach Tisch sprach sie zu ihm: „Sagt mir doch, bitte Euch, was hat Euer Vater getan?"

„Versteht Ihr," erwiderte Hersch, „er tat gewöhnlich so: wenn er kein Nachtmahl hatte, so legte er sich hungrig schlafen."

Hersch als Orendar.

Hersch kam einmal zu einem reichen Schnapshändler und weinte, es gehe ihm sehr schlecht, wenn er einige Eimer Schnaps kreditiert bekäme, dann würde er, so gab er vor, vom Verkaufe sein Auskommen finden. Der Händler war gutmütig und erfüllte seine Bitte. Hersch brachte den Schnaps zu Hause und sprach: „Hier, mein Weib, ein Fäßchen

Schnaps, du darfst aber keinesfalls an jemanden ohne Geld davon geben.“ Indes ging er ins Bethaus, wo er bis Mittag blieb. Als er nach Hause kam, sprach er zu seiner Frau: „Hast du ein ‚Dreier‘ und gib mir ein Gläschen Schnaps.“ Sie nahm die Münze und gab ihm den Schnaps. Sie wollte aber vor dem Mittagmahl ebenfalls ein Schnäpschen trinken, sie „kaufte“ es von ihrem Manne und zahlte mit derselben Münze. So drehte sich die Münze einige Wochen, bis der Schnaps zuneige ging. Nun trug er das leere Fäßchen zum Händler, gab ihm den „Dreier“ und verlangte neuerlich Schnaps. Dieser schaute ihn befremdend an und fragte: „Was fällt Euch ein, für ein Fäßchen Schnaps — einen Dreier?“

„Ich schwöre Euch,“ antwortete Hersch, „daß ich für den ganzen Schnaps, den ich von Euch kreditiert bekam, nicht mehr als diesen ‚Dreier‘ Einnahme hatte. Jedesmal, wenn ich einen Schnaps nahm, zahlte ich meinem Weibe und ebenso zahlte mir mein Weib, wenn sie einen Trank an sich nahm.“

Dem Händler gefiel der Einfall und er gab Hersch neuerdings ein Maß Schnaps.

Herschs Ärger.

Hersch ging einmal auf dem Jahrmarkt in Berdytschew in Gedanken tief versunken. — Und da rennt ein Viehhändler seinem Genossen nach, ruft unaufhörlich: „Mendel, Mendel“ — Hersch packt ihn an den Arm und spricht ärgerlich: „Wieso kennst du mich, ich heiße doch gar nicht so?“

Herschs Schlaflosigkeit.

Hersch kam einmal zum Rabbi und sprach: „Rebbe, ich gehe an Schlaflosigkeit zugrunde; erst diese Nacht bin ich fast zwölfmal aufgewacht und konnte kein einziges Mal wieder einschlafen.“

Hersch und Kopernikus.

Hersch war gerade im Gemache des Rabbi, als ein Gelehrter diesem erzählte, er habe ein großartiges

Werk verfaßt, in welchem er des Kopernikus meschugenen Einfall, daß die Welt um die Sonne und nicht die Sonne um die Welt sich drehe widerlegte, und den Beweis führte, daß die Sonne geht und die Welt steht, wie es auch in der Heiligen Schrift heißt: „Die Erde steht ewig". Hersch lachte und sprach: „Lasse die Welt gehen und beschäftige dich mit andere Dinge."

Hersch segnet einen Orendar.

Unweit von Miedziborz wohnte ein Orendar. Trotzdem, daß er kinderlos war, gab er keinem Armen welche Unterstützung, und er pflegte die Chassidim, die zum Rabbi wallfahrten, einfach die Tür zu weisen. Freilich durfte auch Hersch dessen Schwelle nicht betreten. Hersch schwor ihm daher Rache.

Eines Tages kam er in die Orenda und sprach desperatisch: „Reb Götzel, ich bin ein Armer, gebt mir was zu essen, weil ich hungrig bin."

Dieser fuhr ihn an: „Du Haderlump, kennst du mich nicht und hat dich die Kunde nicht erreicht, daß ich keinen Armen dulde?"

„Nun," sprach Hersch, „seid wenigstens so gut und verkauft mir ein Gläschen Branntwein. Und wisset Ihr was, trinkt ebenfalls ein Gläschen Schnaps, ich zahle auch für dieses." Natürlich wies der Orendar dieses Anerbieten nicht zurück.

Hersch reicht ihm die Hand und beide trinken aufs Wohl, — „L'chajim". — Er hält des Orendars Rechte und segnet ihn: „Gott soll Euch helfen, daß Ihr nie sterben sollet. Solltet Ihr aber doch sterben, so soll man Euch neben mir begraben und schließlich rate ich Euch, einen Fußboden im Hause zu machen", — sprach's und lief davon. — Der Orendar und sein Weib blieben verwundert stehen. Sie machten betreffs des Mannes verschiedene Kombinationen und kamen schließlich überein, daß dies kein anderer als Elijahu Hanabi in höchsteigener Person gewesen war, der da gekommen war, um sie zu versuchen, ob sie wohltätig sind. Darauf lief das Weib des Orendars ihm nach und bat ihn, er möge umkehren. Als Hersch wieder im Wirtshause war, drang der Orendar in ihn, sich ihm zu offenbaren, wer er sei und ihm auch erklären, was er mit seinem Segen absah. Hersch erwiderte: „Hört mich an, lieber Freund. — Wer ich bin, werdet Ihr nicht erfahren. Doch, wenn Ihr mir die Hand darauf gebt, daß Ihr künftighin gegen die

Armen gut sein werdet, werde ich Euch sagen, was ich mit meinen drei Segen meinte." Als ihm der Orendar die Hand gegeben hatte, sprach Hersch: „Nun hört: Ich wünschte Euch, Ihr sollt nicht sterben, weil so ein Hund, wie Ihr es gegen die Armen seid, lieber krepieren möge. Solltet Ihr aber dennoch sterben, dann wünschte ich, daß Ihr neben mir begraben sein sollt, damit meine Würmer an Eurem fetten Körper sich sättigen und schließlich riet ich Euch, einen Fußboden zu machen, weil so ein Bösewicht nicht wert sei, auf Gottes Erde zu treten."

Und nun lief er erst recht davon. —

Hersch wird besiegt.

Ein andermal kam Hersch um dieselbe Zeit zu einem Orender und bat um Nachtlager. Die Frau lehnte es ab mit der Begründung, daß ihr Mann nicht zu Hause sei und erst in der Nacht des folgenden Tages heimkehren werde."

Hersch stellte sich ganz erstaunt und sprach: „Wie, Euer Mann ist nicht zu Hause, heute am Purim — zur Megulah?"

„Um Gottes willen," sagte die Frau fassungslos, „Rabbi Hersch, was sagt Ihr? Jetzt ist Purim? Und mein Mann hat daran ganz vergessen? Wo wird er nun die Megulah hören? Wer wird mir und den Kindern die Megulah vorlesen?"

Hersch tröstete sie, ihr Mann werde wohl in der Stadt das Vorlesen der Megulah hören können, was aber sie betrifft, sei er bereit, ihr die Megulah vorzulesen; er sei im Vorlesen genug gewandt. Als er das Vorlesen beendet hatte, trat Hersch an die Frau heran und begrüßte sie nach herkömmlicher Weise: „Gut Purim!"

Der Feier des Festes angemessen, erhielt Hersch feine Bäckereien und Getränke, und es wurde ihm auch ein behagliches Nachtmahl bereitet.

Auch am folgenden Tage waltete Hersch seines Amtes, er las die Megulah vor und sang allerlei lustige Lieder. Es war eine sehr fröhliche Stimmung, die Frau war ganz zufrieden, am Festtage einen so schönen Juden bei sich zu haben, nur war sie ihrem Manne böse, daß er sie im Stiche gelassen habe.

Nach dem am Spätnachmittag eingenommenen Festmahle verließ Hersch die Orenda, indem er vorgab, er müsse an diesem Feiertagsabend noch einen Bekannten im nächstliegenden Dorfe besuchen. Er

war bereits ziemlich weit, als der Orender zurückkam. Jubelnd liefen ihm die Kinder entgegen und begrüßten ihn: „Guter Purim, Papa“, sie umringten ihn, und jedes verlangte das übliche Purimgeschenk. Die Frau aber fuhr ihn an: „Das ist unerhört, am Purim Weib und Kinder im Stich zu lassen.“

„Was ist los?“ fragte der Mann erstaunt, „wollt Ihr mich verrückt machen, oder seid Ihr verrückt geworden?“

Die Frau suchte ihm nun ruhig seinen Fehler vorzuhalten. Beinahe hätte sie nicht gewußt, daß Purim sei, wenn nicht der lustige Hersch, der durch Zufall die Stadt nicht mehr erreichen konnte, zu ihr gekommen wäre; er habe die Megulah vorgelesen und ihnen diesen Tag zum besten gegeben. Der Mann sprach zur Frau: „Kennst du nicht Hersch Ostropole mit seinen Witzen und Foppereien?“ Genau nach vier Wochen war der Orender geschäftlich in der Stadt, als er zufällig Hersch gehen sah.

„Seht da, Reb Hersch, habe Euch schon lange nicht gesehen, wie geht's Euch, was macht Ihr, und weshalb seid Ihr so in Gedanken versunken?“

„Ich mache,“ erwiderte Hersch traurig, „nichts und bin traurig, weil ich heute noch keinen Schnaps im Munde hatte.“

Ein Wort brachte das andere. Der Orender und Hersch waren bald in einer Schenke, wo auf Verlangen des Orenders beiden Schnaps vorgesetzt wurde.

Eben nahm Hersch das Glas zum Munde, als der Orender ihm eine schallende Ohrfeige versetzte: „Du Bösewicht, du Abtrünniger, wie unterstehst du dich, am Pessach Schnaps zu trinken?"

Hersch, der darauf nicht vorbereitet war, fragte fassungslos: „Seid Ihr verrückt, wer sagte Euch, daß heute Pessach sei?"

„Und habt Ihr nicht," erwiderte der Dorfjude siegesbewußt, „vor vier Wochen Purim gefeiert?" Er ließ es sich auch nicht nehmen, ihm weiter die Vorschriften für Pessach in Gestalt von Ohrfeigen zu geben.

Es war dies einer von den zwei Fällen, wo Hersch in seiner Schelmerei überrumpelt wurde.

Warum Hersch seine Wanderungen einstellte.

Einige Zeit nachher kam Hersch in ein Wirtshaus. Vor dem Schankkasten stand ein kleines Mädchen.

Hersch bat es um ein bißchen Schnaps. Es reichte ihm ein kleines Gläschen.

„Nein," sagte Hersch, „aus diesem Glas darf ich nicht trinken, weil es noch nicht in Wasser getaucht worden ist."

„Und von einem großen Glas dürft Ihr trinken?" fragte das Mädchen. Hersch: „Ja, weil das große Glas in Wasser getaucht ist." Nun war das Mädchen keine dumme Gans. Es schüttete den Schnaps in ein großes Glas und reichte es ihm. Darauf sprach Hersch: „Nun sehe ich, daß schon klügere Menschen als ich auf der Welt sind. Wenn mich ein solcher Fratz foppen kann, so habe ich auf dieser Welt nichts mehr zu suchen. Seither stellte er seine Wanderungen ein.

Herschs Gattin und die Rebezin.

Einmal fühlte sich Hersch durch ein Wort der „Rebezin" stark getroffen und faßte bei sich den Entschluß, sich an ihr zu rächen. Er ging diesmal aus dem Hause des Rabbi mit hungrigem Magen nach Hause, da ihm heute auch das tägliche Mittagmahl nicht verabreicht worden war. Daheim las ihm erst noch seine Gattin die Leviten, weil er ihr keine Ko-

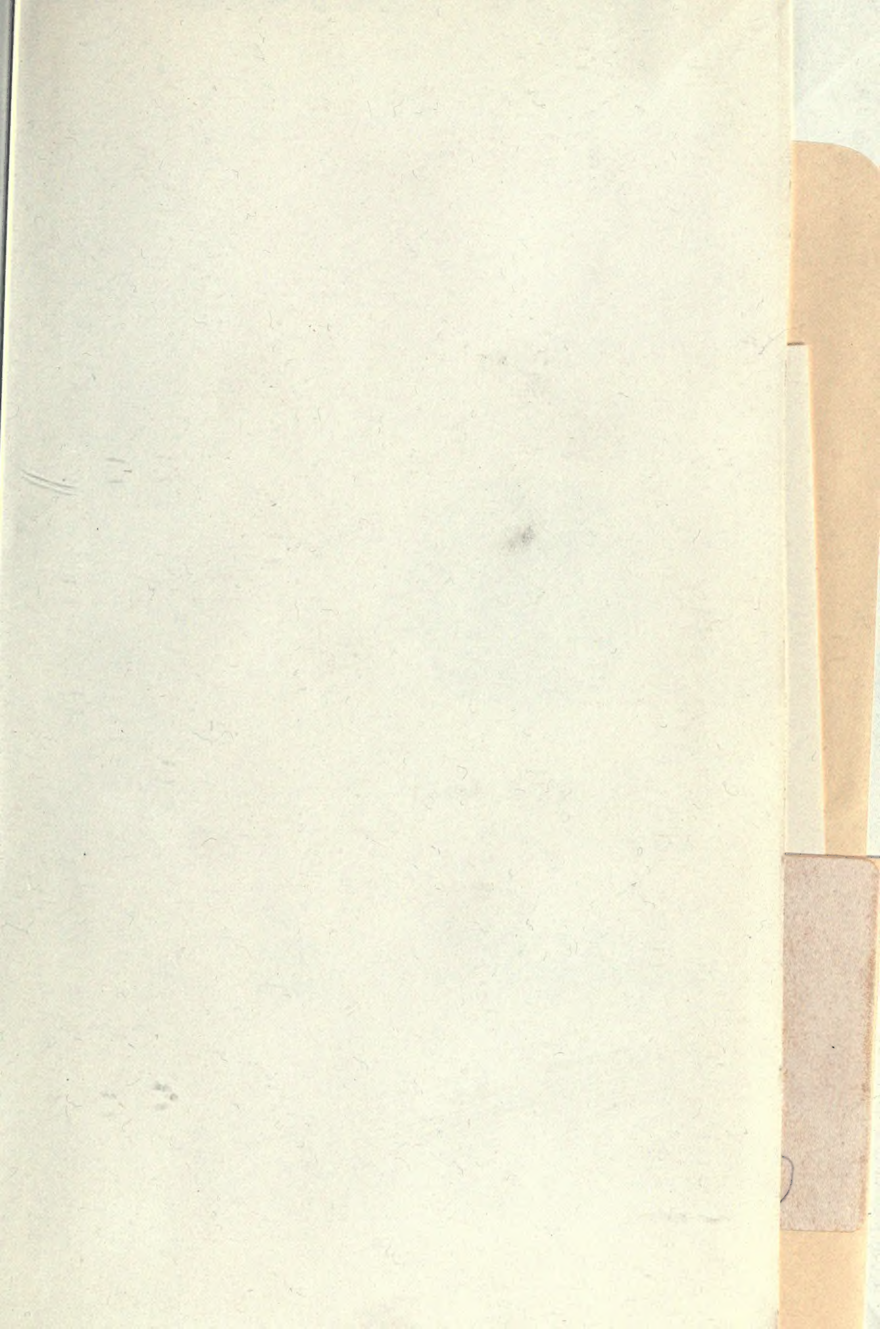
peke brachte, für sich und die Kinder Nahrungsmittel zu kaufen. Hersch schwor auch ihr Rache. Nach einer Stunde begab er sich wieder zur Rebezin, stellte sich, als wäre er von der ihm zugefügten Beleidigung nicht berührt und kündigte ihr für den nächsten Tag einen Besuch seines Weibes an. In ihrem Bemühen, Hersch durch ein freundliches Wort für die Beleidigungen Genugtuung zu verschaffen, sprach die Rebezin: „Wie unendlich ich mich auf diesen seit langer Zeit ersehnten Besuch freue!" Hersch machte die Rebezin nur noch aufmerksam, daß seine Gattin taub sei und man mit ihr sehr laut sprechen müsse. Freilich erhielt er von der Rebezin nun auch einige Rubel „Verzeihungsgeld". Hersch kam nach Hause, und als er seiner Gattin die erhaltene Summe überreichte, zeigte sich auch sie ganz versöhnt. Da sagte er: „Heute erst hat mir die Rebezin gesagt, wie sehr sie auf dich böse ist, daß du sie bis nun nicht besuchtest. Ich habe ihr daher versprochen, daß du morgen zu ihr kommen wirst." Sie fühlte sich da überaus geschmeichelt und versprach, morgen zur Rebezin zu gehen. Hersch machte sie nun aufmerksam, daß die Rebezin schwerhörig sei, und daß man sie fast anschreien müsse, sollte sie ein Wort verstehen. Als daher tags darauf Herschs Gattin bei der Rebezin erschien, schrie sie

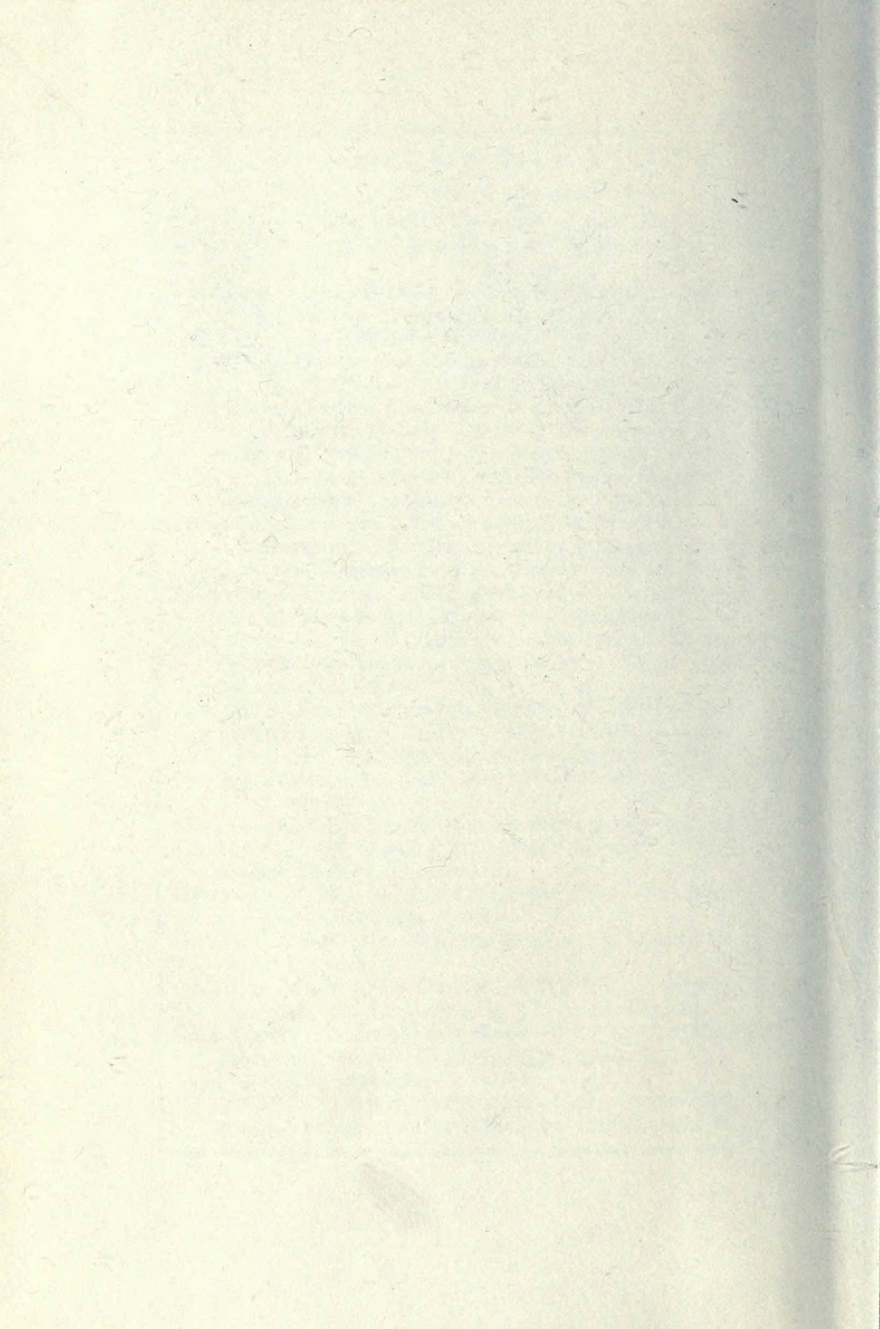
„Gott hilf!" so laut, daß alle Anwesenden erschraken. Die Rebezin allein wußte, was für eine Bewandtnis es mit diesem Schreien habe und antwortete daher mit noch lauterer Stimme „Willkommen!" Und die beiden Weiber führten ihr Gespräch so laut, daß der Rabbi in seinem Gemache erschrak. Zu spät merkten die beiden Frauen, daß sie von Hersch gefoppt waren. Aber seither hütete sich die Rebezin, mit Hersch auch den kleinsten Streit anzufangen.

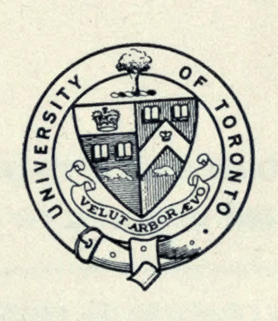
Hersch nach dem Tod.

Rabbi Baruch ging einmal mit einer großen Gemeinde auf den „Haus des Friedens", suchte Herschs Grab auf und schrie: „Hersch, warum liegst du so vertrocknet?" Er ließ ein wenig Schnaps bringen, er selbst machte am Grabe ein kleines Grübchen und schüttete darein ein Maß des Schnapses. Dabei sprach er: „Erquicke dich ein wenig und liege nicht vertrocknet —"

Darauf sagte er Kadisch und ging nach Hause. Was der Rabbi damit bezwecken wollte, blieb bis zum heutigen Tage ein Rätsel.






UNIVERSITY OF TORONTO
VELUT ARBOR ÆVO

